

Hélène Guisan-Démétriadès

Der unsichtbare Dritte

aus dem Französischen

von

Verena Gautschi und Werner Stauffacher

Caux Verlag

Mein herzlicher Dank geht an Verena Gautschi, die mein Buch textgetreu von Anfang bis Ende übersetzt hat, sowie an Professor Werner Stauffacher für sein Lektorat des Textes. Dank ihnen ist „La Tierce Présence“ nun auch deutschsprachigen Lesern in der Schweiz und anderswo zugänglich.

Hélène Guisan-Démétriadès

© Caux Books/Caux Verlag 2004

Postfach 24, Rue du Panorama, CH-1824 Caux (Schweiz)

ISBN 3-85601-025-4

Originaltitel: La Tierce Présence

© Caux Edition, Caux 1994

Meinen geliebten Kindern

Prolog

Ich erwache, sehe das reglose Meer und sage: Danke. Danke für die Schönheit der Erde. Danke für die Gräser, hoch und blond wie Korn, Ausstrahlung der Erde über der Trockensteinmauer. Die Kruppe des weidenden Schimmels hebt sich kaum davon ab. Die Oleanderbüsche steigen auf wie ein Gemäuer, das den Himmel erobern will. Der Wind hat sich gelegt. Das Meer ist zu hören. Ich bin der Strand; das Wasser brandet mir entgegen, bedeckt mich, zieht sich zurück, überspült mich von neuem - pausenlos, endlos.

Schreiben. Das ungetrübte Glück der Gegenwart verlassen, um in die Erinnerung abzutauchen - auf der Suche nach welchem Schatz? Wer hat nicht seine Titanic? Das Leben im eigenen Inneren: versunkenes Schiff, rostiger Bug, düstere Gänge entlang abgesackter Kabinen: die Türen gähnend offen oder auf immer geschlossen über einer unerfüllten Liebe, einem vorzeitigen Tod. Flüchtig gleiten Fische zwischen weissen Blütenkronen hindurch, die sich im Schweigen des Gewesenen wiegen.

Was gilt es an die Oberfläche zu bringen? Gebrochenes Leben, Scherben von Erinnerungen, die aus dem Sand glitzern? Werden sie, dem Tageslicht ausgesetzt, etwas von ihrem Unterwasserglanz bewahren?

Einst lauschte ich in einem Hotelzimmer einer Frauenstimme auf Tonband: der Schauspielerin Maud Morin, die zu ihrem toten Sohn sprach, dem Schauspieler Patrick Dewaere. In einem Anfall von Jähzorn hatte er sich eine Kugel in den Kopf gejagt. Auch ich hatte einen Sohn verloren, sieben Jahre zuvor. Erschüttert, hingerissen, schluchzend liess ich dieselben Stellen zehnmal ablaufen, bis ich sie auswendig wusste, elektrisiert von einem Glauben, der so viel einfacher und stärker war als mein eigener.

Während ich noch zögerte, das vorliegende Buch zu schreiben, hat sie mich angespornt, es zu tun, damit vielleicht andere eines Tages daraus Kraft und Lebenssubstanz schöpfen können.

1. Das innere Diktat

Lange war ich heftigen Angstzuständen ausgesetzt. In der Strasse überkam es mich; ich begann zu weinen. Es gelang mir nicht, meine Tränen zurückzuhalten, noch sie zu verbergen. Meinen Mann, meine Kinder sah ich tot, verschwunden. Ich fürchtete mich, ins Auto zu steigen, wenn wir Sonntags miteinander ausfahren: Es war die Angst vor dem tödlichen Zusammenprall, der mit einem Schlag alle meine Lieben auslöschen würde. Gewöhnlich sprach ich nicht von meinen Problemen, aber dies war nun wirklich eins.

Da war auch ein Traum, der in regelmässigen Abständen wiederkehrte. Immer ging es um ein Examen. Meist war es meine Lizenzsprüfung in Literatur an der Universität. Ich sass vor einem leeren Blatt; das Thema war mir unbekannt, die Worte fehlten mir. Manchmal sah ich einen Deutschprofessor aus der Gymnasialzeit wieder, mit dem ich Schwierigkeiten gehabt hatte. Die Zeit verging, die Arbeit musste abgegeben werden: eine schreckliche Anstrengung, eine namenlose Angst. Alles war da, in Reichweite, doch ich brachte nichts zuwege. Beim Erwachen stellte ich jeweils mit Erleichterung fest, dass ich mein Lizenciat längst bestanden hatte. Warum also? Der Traum kehrte regelmässig wieder. Er war Teil meiner selbst. Ein ganz bestimmtes Erlebnis setzte ihm ein Ende, indem es mir seinen Sinn preisgab.

Es war im Jahr unseres Umzugs. Eine Strasse sollte den Garten entzweischneiden, das Haus demolieren und weiter laufen. Wir mussten das Haus in Mon-Repos räumen, den Südbalkon über der Blutbuche, den Balkon gegen Sonnenaufgang, umwunden von Glyzinien, der ins Leere hinausragte und den unser vierjähriger Sohn eines Tages voll Eroberungslust überstiegen hatte: Knapp vor seinem Kopfsprung konnte ich ihn noch von hinten packen.

Da waren der Garten, die Freunde, die alte Tante, der Arzt: Diese ganze Welt würde sich bald verzetteln.

Eine andere Wohnung erwartete uns - mit vielen Reparaturen. Dies hiess, dass ich meine Arbeit erneut unterbrechen musste. Ich würde das Wartezimmer verlieren, das mir Dr. W. in der Wohnung direkt über uns jeweils in seiner Abwesenheit zur Verfügung stellte - ein segensreicher Ort, an den ich mich jeden Morgen mit meinen Büchern und Notizheften zurückzog.

Ich arbeitete an einem Essay mit dem Titel *Der Diskurs der Macht*; dies schien mir das Thema unserer Zeit. Tatsächlich ging es um eine Studie der schöpferischen Phantasie. Ich sah ihre Wucht als Fluss, der von seinem Lauf abgekommen ist, ganz auf die Beherrschung der äusseren Welt ausgerichtet, indem er die Menschen ihrem Elend überlässt. Quer durch Literatur und Malerei analysierte ich das Netz der Unmöglichkeiten, in die sich der heutige Mensch verstrickt - nach dem Muster einer Figur von Sartre, die ausruft: „Ich sterbe, um zu beweisen, dass es unmöglich ist zu leben!“

Wie eine Ameise grub ich mich durch Metaphysik, Literatur und Theologie hindurch, indem ich meinen Nachforschungen von Zeit zu Zeit einen schriftlichen Text abgewann. Die Kinder beteten, dass Mama Zeit finden möge, ihr Buch zu schreiben; ich lehnte mich auf, weil ich so wenig von dieser Zeit hatte, laufend unterbrochen durch mangelnde Hilfe, Kinderkrankheiten, gesellschaftliche Verpflichtungen an der Seite meines Gatten. Und nun noch die Anstrengung eines grossen Umzugs!

Ich hatte mir geschworen: Einmal in unsern neuen Räumen eingerichtet, würde es keine Gnade mehr geben. Falls notwendig, würde ich über meine Familie hinweggehen, aber schreiben würde ich. Dabei sah ich mich wie auf einem Schlachtfeld über die starr auf dem Teppich liegenden Leiber hinwegsteigen.

Nach der Sichtung unserer Besitztümer, dem Ausrangieren der Fechtausrüstung und der Netze für den Krabbenfang, nach dem wiederholten Schwur, niemals mehr Dinge anzuhäufen, langte ich auf der Gegenseite an, einem Bauplatz voller unerledigter Arbeiten, mit vier Kindern zwischen drei und dreizehn. Erschöpft.

Zwei Monate später bot sich mir die unerwartete Gelegenheit, drei Tage wegzufahren. Ich konnte entweder einen Abstecher nach Paris machen, einen Yogakurs im Tessin besuchen oder an einer internationalen Konferenz für Moralische Aufrüstung in Caux oberhalb von Montreux teilnehmen. Ein Jahr zuvor war ich für einen Tag dorthin gefahren, voller Vorurteile. Zu meiner Verwunderung zerstreuten sich diese wie von selbst. Ich sah junge Männer und Frauen singen, kerzengerade. Obwohl sie nie, gleich mir, Sinn und Zweck der Vertikalen studiert hatten, gehorchte ihr Körper spontan einem inneren Befehl. Auch beeindruckte es mich, Menschen aller Hautfarben und sozialer Schichten behaupten zu hören, sie wollten die Welt neu aufbauen, während es mir selbst mit allem Glauben, den ich mir zuschrieb, nicht gelang, auch nur eine Nähnadel zu verrücken.

Im Laufe des folgenden Jahres bemühte ich mich, mir ihr Geheimnis anzueignen. Es lag zweifellos in jener viel zitierten Besinnung, die ihrem Tagesablauf vorstand. Sie war nicht leicht praktikierbar. Es hiess früher als gewohnt aufstehen, um sich diesem Aug in Auge mit sich selbst zu stellen, bevor die Kinder zur Schule mussten. Es gelang mir nur selten, und selbst wenn ich bei dem Stelldichein anlangte, konnte ich die Ohren spitzen, so sehr ich wollte - es kam nichts, und so nutzte ich die gewonnene Zeit, um mich einträglicheren Yogaübungen zu widmen.

Ehrlich gesagt, glaubte ich nicht an die Möglichkeit, irgendwelche göttliche Botschaft einfangen zu können. Spielten jene, die solches behaupteten, nicht einfach in guten Treuen ein Frage- und Antwortspiel? Da war natürlich die Bibel, gespickt mit Worten: eine endlose Zwiesprache zwischen Mensch und Gott. War dies aber nicht eine Art und Weise, den Austausch so darzustellen, wie er vor zweitausend Jahren gegolten hatte? Und war es nicht noch utopischer, auch nur einen einzigen Tag in absoluter Art der Ehrlichkeit, Reinheit, Uneigennützigkeit und Liebe nachzuleben? Wieso es also versuchen? Immerhin musste ich zugeben, dass die Ideen, die mir im Verlauf meiner seltenen Be-

sinnungszeiten kamen, sich als treffender erwiesen als meine üblichen Gedanken.

Nach einigem Nachdenken entschied ich mich für Caux. Am Pfingstsonntag fuhr ich hin, etwas bange vor dem, was ich antreffen würde. An die Einzelheiten jenes ersten Tages erinnere ich mich nicht. Es gab eine Filmpremière, *Männer von Rio*; die Akteure waren Hafenarbeiter von Rio de Janeiro. Ich war zu sehr mit mir selbst beschäftigt, um meine Aufmerksamkeit dem epischen Kampf dieser Männer gegen die Korruption ihres Landes zu widmen. Müde, wie ich war, übersprang ich das Abendessen, um mich so früh wie möglich in mein Zimmer zurückzuziehen.

Am nächsten Morgen glaube ich ein Klopfen an meiner Tür zu hören. Oder ist es ein Geräusch über mir? Unwillig blicke ich auf die Uhr: vier Uhr früh. Wird man mich gefälligst in Ruhe schlafen lassen? Vergeblich wälze ich mich hin und her. Etwas Seltsames tut sich in meiner Kehle, wie eine Stimme im Hals: Steh auf, zieh dich an. Und wie ich nichts von alledem tue, lässt die Stimme nicht locker. Sie ist so aufsässig, dass ich schliesslich aufstehe und mich anleide, um sie zum Schweigen zu bringen. Es ist noch kaum Tag. Weil ich nicht weiss, was mit mir anfangen, setze ich mich an den Tisch beim Fenster. Ich schlage die Bibel auf und lese: „Sie stiegen auf den Berg, um zu beten.“ Das betrifft keineswegs mich. Und doch beschäftigt mich dieser Satz. Sollte nicht auch ich auf den Berg steigen, um zu beten? Absurd! Ich kann doch auch hier beten. Ich klammere mich an meinen Stuhl, entsetzt über die Idee, mein Zimmer verlassen zu müssen. Was soll ich draussen um vier Uhr morgens, ausser mich lächerlich machen? Aber wer weiss, vielleicht werde ich jemanden antreffen? Leise verlasse ich das Zimmer. Ich befinde mich in einem unendlich langen Korridor, der ins Unbekannte führt. Ich kenne dieses grosse Gebäude schlecht; zudem habe ich ganz und gar keinen Orientierungssinn. Mein einziger Gedanke: hinausfinden und auf den Berg gehen. Ich folge dem Korridor, nehme die erstbeste Treppe, steige zwei Stockwerke hinunter und entdecke

eine grosse Terrasse mit Gartentischen und Stühlen. Ich versuche weiter zu gelangen und entdecke etwas oberhalb ein Tor zur Strasse. Es ist verschlossen. Resigniert trete ich den Rückweg an und setze mich auf einen taufeuchten Stuhl.

Ich blicke umher: der Anbruch eines strahlenden Junitages. Die Alpen schweben, von Glanz umstrahlt, über leichten Nebelschwaden. Alles atmet Stille und Frieden. Ich lasse meinen Blick über die immense Fassade schweifen, die sich wie ein leichter Regenbogen biegt. *Mountain House*. Das Wort formt sich in meinem Innern: das Haus auf dem Berg. Und die Gedanken schliessen sich an: Du brauchst nicht höher zu steigen. Du bist schon auf dem Berg. Dieses Haus ist das Haus des Gebetes. Bete! Da ich nicht weiss, was sagen, beginne ich das Vaterunser zu sprechen. Worte heben sich von den übrigen ab und schweben wie in einer Seifenblase vor mir: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden.“ Hier halte ich inne, wissend, dass ich mich in eben diesem Augenblick verpflichte, den Willen des Vaters zu tun, was immer er sein möge.

Die Zeit verstreicht. Während ich sonst immer zu wenig davon habe, ist sie jetzt im Übermass da. Ich kann diese viel zitierten absoluten moralischen Grundsätze prüfen. Sie sind nur ein Messinstrument, ein unveränderliches Metermass, um unseren Standort im Verhältnis zum Absoluten zu bestimmen.

Warum ich auf Anhieb die Ehrlichkeit und die Reinheit zur Seite schob, weiss ich nicht. Die absolute Uneigennützigkeit war es, die mich in ihren Bann zog. Noch nie hatte ich mich unter diesem Gesichtspunkt betrachtet. Der Ehrgeiz, das war die Sache der andern. Und doch lief mein ganzes Leben im Handumdrehen vor mir ab, als stünde ich vor dem Tod. Dieses jahrelange Bemühen, mich hervorzutun, mich über die andern zu erheben - in der Schule, auf der Universität, durch mein Schreiben, überall -, um mir meinen Selbstwert zu beweisen. Und jenes berühmte Buch, das ich den Ländern im Osten widmen wollte und zur Ehre Gottes zu schreiben meinte: Waren nicht meine

und seine Ehre die ganze Zeit ineinander verflochten gewesen wie ein schwerer Zopf, so dass ich sie nicht mehr voneinander unterscheiden konnte? - Da ich mich eben verpflichtet hatte, in allem den Willen Gottes zu tun, sagte ich mit der grössten Selbstverständlichkeit: „Gott, ich gebe dir mein Buch, um es zu schreiben oder nicht - ganz wie du willst.“ Dieses Buch, das ich an mein Herz gedrückt hielt, das mein Fleisch und Blut war, meine absolute Aufgabe in diesem Leben - so sehr, dass ein Bulldozer mich hätte überrollen können, ohne mich zum Loslassen zu bewegen: Nun gut, in Sekundenschnelle gab ich es her, mühelos, schmerzlos.

Darauf versuchte ich mich im Licht der absoluten Liebe zu betrachten. Auch das war neu. Nie hatte ich gedacht, ich könnte anders sein als das Bild, das ich mir von mir selbst machte. Ich glaubte, ich sei so gut und so liebevoll. Und da sagt doch diese erbarmungslose Stimme in mir, die anders denkt als ich: „Nie hast du deinem Mann echte Liebe gegeben.“ Also das war nun doch übertrieben! Was hatte ich denn anderes getan, als ihn zu lieben und mich für ihn aufzuopfern? Hatte ich ihn nicht ermutigt, sich auf seine politische Karriere einzulassen, zum Nachteil der Meinen und meiner selbst? Wenn das nicht Liebe war, was denn sonst? „Nein, du wolltest immer Grosses für ihn tun, nicht aber die kleinen Dinge, deren er bedarf, auf die er Wert legt. Lieben heisst dem anderen das geben, was ihm Not tut, nicht das, wozu du Lust hast.“ Ich brauchte länger als ein Jahr, um diese Gedanken auf ihre Richtigkeit zu prüfen, und noch viel länger, um auf neue Art lieben zu lernen.

Ich kehrte mit anderem Gesicht nach Hause zurück, entspannt, entlastet von mir selbst. Die Beklemmung löste sich; der Traum vom unlösbaren Problem meldete sich nicht mehr. Ich fürchtete mich nicht länger davor, mit der Familie in ein Auto zu steigen. Mein Wunsch nach eigener Erfüllung, über Mann und Kinder hinweg, war es gewesen, der das unerträgliches Angstgefühl in mir hervorgerufen hatte. Von einem Tag zum anderen war alles vorbei.

Die Stimme, die in meiner Kehle sprach, hat sich nie wieder in derselben Art gemeldet, aber Gedanken und alltägliche Vorstellungen, dem Horchen und dem Gebet entsprungen, haben mein Handeln genährt und geführt.

Den *Diskurs der Macht* schrieb ich nicht. Ich war nicht bereit zu sagen, was ich sagen wollte. Ohne Gott kann man nicht Gott sagen. Vor allem aber erlebte ich, wie sich mir breitere Perspektiven eröffneten als das Schreiben – Perspektiven, die meine ganzen Kräfte forderten: eine Erde, erneuert durch den Atem des Geistes.

Seither wurde mir zuteil, die Themen meiner Forschung in Demut zu erleben. Zusammen mit vielen andern habe ich mich in den Dienst der schöpferischen Phantasie Gottes gestellt, der für jeden von uns und für die ganze Menschheit einen Plan hat. Jetzt, nach vielen Jahren, hat sich in aller Schwachheit ein anderes Buch in mir geschrieben, und mit dem Psalmendichter kann ich sagen:

*Ich will nicht zu hoch hinaus,
mein Auge blickt nicht stolz;
Ich gebe nicht um mit Dingen,
die mir zu wunderbar und zu hoch sind.
Ich liess meine Seele ruhig werden und still;
Wie ein kleines Kind an der Mutterbrust
ist meine Seele still in mir.*

(Psalm 131)

2. Identitätssuche

Mein Ursprungsland kenne ich bloss aus dem Film *Medea* von Pier Paolo Pasolini. In Kappadozien hat er die Heimat der Zauberin angesiedelt. Dort übte sie ihre Kunst aus, bevor sie dem Träger des Goldenen Vlieses, Jason, nach Griechenland folgte. Im innersten Kleinasien, östlich von Ankara, breitet sich jene weitläufige, ferne Gegend aus, besiedelt von unterirdischen Städten. Türken und Griechen lebten dort Seite an Seite bis zum Ende des Ersten Weltkrieges.

Meinem Vater verdanke ich einige Erinnerungen an meine Urgrossmutter, die mit zwanzig Jahren Witwe wurde und zwei Söhne zu erziehen hatte, Prodromos und Dimitri. Ihr eigener Vater, ein Gebildeter seiner Zeit, hatte ihr Lesen und Schreiben beigebracht. Sie begann in ihrem Dorf, wo zwangsläufig alle türkisch sprachen, anhand liturgischer Texte und des Buches der Psalmen die Grundbegriffe des Griechischen zu unterrichten. Bezahlt wurde sie in Naturalien: ein Huhn, etwas Gemüse, so oft die Kinder ein Buch beendet hatten. Von den Bauern wurde sie nur halbherzig akzeptiert. Unterrichten galt nicht als Frauensache.

Aus Kappadozien, den Dörfern Andronikion und Malakope in der Umgebung von Cäsarea, wanderten meine Grosseltern väterlicher- und mütterlicherseits gegen Ende des 19. Jahrhunderts aus, um die Hauptstadt der damaligen Türkei zu erreichen: Konstantinopel, das heutige Istanbul. Es war eine weltoffene Stadt, eine Nahtstelle zwischen dem Orient und Europa, mit starken, aktiven Minderheiten: Griechen, Armeniern und Juden, die sich dem Handel, der Industrie und den freien Berufen widmeten.

1918 zogen die siegreichen alliierten Streitkräfte in Konstantinopel ein, und die griechischen Fahnen flatterten in den Strassen zur grossen Begeisterung jener, die seit fünf Jahrhunderten diesen Tag erwartet hatten. Ihre Freude währte nicht lange. Um die Errungenschaften des Vertrages von Sèvres zu bewahren und die von den Griechen des antiken Byzanz bevölkerten Gebiete

zurückzuerobern, stürzte sich Griechenland in ein verrücktes Abenteuer und trieb eine von zehn Kriegsjahren erschöpfte Armee bis ins Herz der Türkei vor.

Ich erinnere mich daran. Ich war fünfjährig; wir verbrachten den Sommer in unserem Haus auf Halki (Heybeli Ada), einer der Prinzeninseln im Marmarameer. Das Haus hatte keinen elektrischen Strom. Meiner Furcht zum Trotz stieg ich im Dunkeln die Stufen zur Küche hinunter, um mich zu meinen älteren Geschwistern und Vettern zu gesellen, die den spannenden Erzählungen der Köchin lauschten, welche den Vormarsch der griechischen Truppen verherrlichte.

In Tat und Wahrheit war es eine Katastrophe oder, von der Gegenseite her gesehen, der Sieg des Generals Atatürk, des Begründers der modernen Türkei. Die griechische Armee musste sich auf die Küste und die ganz von Griechen besiedelte Stadt Smyrna (Izmir) zurückziehen. Die Türken zündeten die Stadt an allen vier Enden an, und die gesamte Bevölkerung fand im Feuer oder im anschliessenden Massaker den Tod. Dies war das Signal zum Auszug. Anderthalb Millionen Griechen verliessen auf immer den ionischen Boden.

Mein Vater hatte einen Bruder in der Schweiz. Er beschloss, Frau und Kinder für einige Monate dorthin zu schicken, bis die Dinge sich wieder einrenken würden. Ich erinnere mich an die Abreise, die dicht gedrängte Menge auf dem Bahnsteig. Vater hatte mich hochgehoben, um mich ein letztes Mal zu küssen. Dann kam die lange Reise: drei Tage und drei Nächte im Orient-Express. Verstört lief unsere Mutter durch den Zug und suchte meinen ältesten Bruder - ein lebhafter und neugieriger Junge, der sich bei jedem Bahnhof zum Aussteigen anschickte.

Durch meine Eltern, besonders meinen Vater, der zwei Jahre später zu uns nach Lausanne kam, lernte ich das Exil, die Einsamkeit und Unsicherheit derer kennen, die ihr Land verloren haben. Meine Eltern lebten in einer menschlich eingegengten Welt, weitab vom Land ihrer Geburt, den Freunden, den in alle Him-

melsrichtungen Europas verzettelten Verwandten - in einer Zeit, wo man nicht wie heute umherreiste.

Mein Gefühl des Exils verdichtet sich im Bild meines Vaters: 53-jährig, zu alt, um sich in einer Zeit der akuten Krise und Arbeitslosigkeit eine neue Stellung zu verschaffen. Ich sehe ihn vor mir, wie er im Ledersessel des Esszimmers über seinem Brettspiel sitzt. Ganz allein spielt er für zwei. Er verschiebt seine Spielfiguren und jene des nicht anwesenden Partners. Er würfelt und setzt energisch die dicken weissen und schwarzen Scheiben auf das Holzbrett. Dieses Geräusch der Spielfiguren ist das Erste, was ich höre, wenn ich aus der Schule komme; es ist mir unerträglich. Am liebsten möchte ich nicht nach Hause kommen, um es nicht mit anhören zu müssen.

Das Exil, das war er: entrissen der heissen, lärmigen Welt von Konstantinopel mit ihrem Reichtum an Menschen, die sich wie Getreide in die engen Gässchen ergiessen, bevor sie sich in den *Han* ausbreiten, jenen Innenhöfen, wo sich Handel und Geschäfte abspielen. Mein Vater war dort bekannt. Sein Wort galt ebensoviel wie alle Unterschriften. Er besorgte sich Stoffe in Lille, Roubaix, den grossen Textilzentren Deutschlands und Englands, um sie im Orient weiterzuverkaufen, bis hin nach Samsung, Trapezunt, Aleppo, indem er in seinen Jugendjahren zu Pferd oder mit der Postkutsche reiste, auf Bergpfaden, die von Wegelagerern wimmelten. Nun fand er sich eingekapselt in einer kleinen, schläfrigen Stadt, die nichts mit ihm anzufangen wusste.

Das Exil: das war auch die Unsicherheit eines provisorischen Daseins, von der Hand in den Mund. Beim Erwerb jedes kleinsten Haushaltsgegenstandes fragte sich meine Mutter: „Ob sich das lohnt, wenn wir doch bald wieder weggehen?“

Erst als junges Mädchen wurde mir mein Ausländerstatus bewusst. Ich wusste nicht recht, wer ich war, wohin ich gehörte. Ich godelte hin und her zwischen der Welt des Elternhauses mit seiner Sprache, seinem Essen, seiner Religion, seinen Festen, Bräuchen, Verboten, und der Welt der Schule, wo ich fröhlich

mit den andern verschmolz. Begierig suchte ich mir ein Heimatland aus, indem ich Texte von Paul Fort hersagte, in denen sich die ruhmreichen Namen Frankreichs in langer Reihe folgten. Doch ich wusste: Sie waren nicht die Orte meiner Geschichte.

Was war denn überhaupt meine Geschichte? Obschon von Sprache und Religion her Griechin, kannte ich Griechenland nicht, war nicht dort geboren. Meine Heimat war anderswo, auf immer verloren, unwiederbringlich. Meine einzige Heimat waren eigentlich meine Freunde. Mit aller Kraft klammerte ich mich jedes Mal an ihnen fest, wenn es darum ging, unsere Zelte anderswo aufzuschlagen.

Ich erinnere mich an ein Klassenlager, wo wir unser Abschlusszeugnis feierten. Es war an einem 1. August. Den ganzen Tag hatten wir Holz zusammengetragen und es auf dem Sandstrand aufgeschichtet, um auf die andern Feuer zu antworten, die sich bald auf den Bergkämmen entzünden würden. Während am Abend die Flammen fröhlich loderten, stimmten meine Freundinnen patriotische Lieder an. Es war wunderbar, miteinander rings ums Feuer zu sitzen und den Funken nachzublicken, die sich, unsern Stimmen gleich, in der Nacht verloren. Ich sang mit, doch ich gehörte nicht dazu.

Im Laufe des Krieges geschah es, dass ich mich mit Griechenland identifizierte - auf zweifachem Weg. Damals unterrichtete ich Altgriechisch und übersetzte die griechischen Tragiker. Ich war gefesselt von der Lyrik der Tragödien und der Jahrtausende alten Stetigkeit einer Sprache, welche die meine war. Natürlich lebte ich auch das Drama des griechischen Volkes mit, seinen heldenhaften sechsmonatigen Widerstand gegen die Italiener an der albanischen Front, dann gegen die Deutschen auf dem griechischen Festland und Kreta, gefolgt von Jahren der Besetzung und Hungersnot.

In mein Land zu reisen, war mir verwehrt. Aber unvermittelt kam es zu mir, in der Person griechischer Soldaten, die 1943 beim Sturz Mussolinis aus italienischen Lagern geflüchtet waren. Da die

Schweiz neutral war, wurden sie anfänglich in Lagern interniert. Später konnten jene, die wollten, bei Bauern auf dem Land arbeiten. Wir durften uns mit ihnen treffen und vor allem die Kranken in den Spitälern besuchen. Dieser wurde gesund, jener starb. So begegnete ich zum ersten Mal im Leben dem griechischen Volk, dem der Inseln und dem des Festlands. Sie sind es, jeder mit seiner Geschichte, die mich wieder mit meinem Land verbunden haben.

Nach Kriegsende war ich innerlich bereit, wieder nach Griechenland zu reisen, um ihm nach besten Kräften zu dienen, sobald die Umstände es erlaubten. Aber genau damals begegnete ich meinem Mann. Er bot mir all das, was ich zutiefst erstrebte: Liebe, Ehe, Kinder, ein glückliches und fruchtbares Leben. Wie eine Gnade nahm ich es entgegen und wies jede andere Sorge von mir.

Es kamen die Jahre in Yverdon mit ihren Wonnen und den Geburten, drei innerhalb von vier Jahren. Aber schon begann sich in meinem Herzen Spaltung einzunisten. Ich fühlte mich fremd in der damals noch kleinen Stadt, ohne Konzerte, Theater oder Kino, abgeschnitten vom kulturellen Leben, das ich vor der Heirat geführt hatte. Auch die Welt des Militärdienstes war mir fremd: all die Offiziers-, Arbeits- und Ausgangsuniformen, die ich ununterbrochen reinigte, ausbürstete und auslüftete; fremd war mir auch der Reiz der politischen Versammlungen, die an die Sitzungen des mehrheitlich linken Stadtrates anschlossen. Hinzu kamen die zahllosen Schützen-, Turn- und Verkehrsvereine, denen ein lange unverheirateter Advokat in einer Kleinstadt quasi von Amtes wegen angehörte. Das war er also, der schweizerische Bürgersinn, von innen her entdeckt und erlebt: die ununterbrochene Welt der Arbeitswoche, die Abende, den unerledigten Akten gewidmet, der Vorbereitung des nächsten militärischen Wiederholungskurses oder den zahlreichen Vereinen, von denen damals die Frauen streng ausgeschlossen blieben. Vor meiner Heirat meinte ich ganz der Schweiz anzugehören, durch meine

Bekannten und durch kulturelle Interessen, auf die ich mich selber projizierte. Doch dann kam der Einstieg in die Wirklichkeit eines Landes, an das ich mich nur langsam, durch die Verpflichtungen meines Mannes, anschloss.

Vor mir sehe ich das Kantonaltornfest vom Juli 1950. Mein Mann war Vorsitzender und hatte seit einem Jahr dafür gearbeitet. Die Geburt unseres dritten Kindes, eines Sohnes, stand bevor. Ich war eigens von Lausanne, wo ich gebären sollte, zurückgekommen, um das Fest nicht zu verpassen. Eine Sektion nach der anderen zog vorüber, ihre Fahnen voraus. Alle Gemeindefahnen des Kantons, von Avenches bis Sainte-Croix, von Burtigny bis Thierrens zogen vorbei, flatterten im Wind - das ganze Waadtland wogte auf der Strasse daher in diesen jungen Männern in Weiss und in den Namen der Gemeinden, die in meinem Herzen zu widerhallen begannen, indem sie Alpweiden und Weizenfelder, Seen und Rebberge aufleben liessen.

Ohne es zu ahnen, lebte ich damals in einem Widerspruch. Ich wollte wahrhaftig, dass meine Kinder einzig und allein Schweizer seien, damit sie nicht die Spaltungen und die Verunsicherung zu erfahren brauchten, in denen ich aufgewachsen war. In meinem Wunsch nach einem besseren Schicksal für sie dachte ich nicht daran, dass ich sie um die Hälfte ihres Erbes brachte und dass sie sich ihrerseits eines Tages, so oder so, anders fühlen würden - durch die Kraft des Erbgutes, dessen Wirkung ich völlig unterschätzte.

Doch während ich wollte, dass sie Schweizer seien, nährte ich gleichzeitig in mir das Heimweh nach jenem Land, dem ich mich während des Krieges verbunden hatte und dem ich gerne gedient hätte. Entfernung und Unwissen erlaubten jegliches Idealisieren, und meinen kritischen Geist behielt ich der nahen Alltagswelt vor.

Durch eine bewusste Entscheidung gelang es mir, Heilung für mein gespaltenes Herz zu finden. „Wie denken Sie über die Schweiz?“, fragte mich eines Tages jemand in Caux. „Was ist Ihre

Vision für dieses Land?“ Bestimmt wollte der Fragesteller mich nicht in Verlegenheit bringen. War ich denn nicht die Frau eines Politikers? Ich schwieg. Ich hatte nicht die Spur einer Vision. Nie hatte ich an die Schweiz als eine Wesenheit gedacht. Die Grossbuchstaben, die Begeisterungsanfälle behielt ich Griechenland vor, wohin mich, wie ich hoffte, das Schicksal eines Tages zurückführen würde. Es bedurfte dieser einfachen Frage - zweifellos im Augenblick einer Gesamtrevision meines Lebens und Denkens -, damit mir klar wurde, wie absurd es war, von einem ausser Reichweite liegenden Land zu träumen und gleichzeitig jenes zu missachten, das mir alles gegeben hatte, was im Leben zählte: eine Ausbildung, einen Glauben, einen Mann, Kinder, Freunde. Ein für allemal musste ich dieses Land akzeptieren, in dem zu leben mir bestimmt war, und ihm dienen, so gut ich nur konnte.

Mit jenem bewussten Ja zog ich einen Schlussstrich unter meinen inneren Widerstreit. Doch der Liebe eines Mannes, dessen ganze Tätigkeit um einen Kanton und ein Land kreiste, verdanke ich es, dass ich wahrhaft in der Schweiz Wurzeln schlug. Eine langsame Pilgerfahrt durch Jahre und Landschaften hin, zwischen dem sanft gefalteten Jura und den gezackten Alpen, durch goldene, von den Hügeln herabwogende Ährenfelder oder durch verschneites Unterholz liess in mir die Chronik der Bewohner eines Kantons erstehen: ein verschlungenes Inventar der Orte und Menschen, das entweder die Jahre des militärischen Aufgebots während des Krieges heraufbeschwor, die vom Advokat geführten Prozesse oder die späteren Wahlkampagnen des Staatsmannes.

Avenches: Noch mehr als seine römische Arena war dies der „Marktstand“, wo der junge Advokat einmal wöchentlich seine Klienten im Obergeschoss des Gasthofes empfing. Ausserdem war es Rosa, die Giftmischerin, die ihrem Bruder Rattengift in kleinen Dosen verabreicht hatte; es waren die Tränen, die der Verteidiger den Geschworenen entlockte. Unter den Espen eines kleinen Zuflusses der Orbe wurde an Ort und Stelle, entlang des

Flusses, der Prozess eines Fischzüchters ausgetragen, der sich gegen den Bau einer flussaufwärts gelegenen Staumauer wehrte. Der Maulwurfsfänger, der Zimmermeister, der Hersteller von Schilfdächern - alle marschierten sie vor dem Advokaten des Städtchens auf, welches dem Jura gegenüber vor sich hin dämmerte.

In andern Gegenden, im Weinbaugebiet am Genfersee, bevölkerten nicht mehr die Klienten meines Mannes seine Berichte, sondern die Soldaten: „Dort im Pfarrhaus mit den weissgrünen Fensterläden, hinter jener Mauer verborgen, habe ich gewohnt, und auch beim Schmied Badel, dessen Frau so gute Waffeln buk. ... Hier in diesem Gemeindehaussaal haben wir am Vorabend einer Wachablösung die Narren gespielt und uns aus den Fenstern gestürzt. ... Dort ist die Wiese, wo ich eines Tages meine Männer sich hinsetzen hiess, da ich nicht wusste, wie ich sie beschäftigen sollte. Ich sprach zu ihnen über das bäuerliche Erbrecht. Das war eine Art, ihnen etwas anderes beizubringen als die Achtungstellung und uns auszumalen, dass wir noch eine Zukunft hatten, dass eines Tages das Leben weitergehen würde. Vier Jahre sind eine lange Zeit, wenn es darum geht, die Grenzen zu bewachen.“

Unter der grossen Eiche von Burtigny hörte ich zu und betrachtete am gegenüber liegenden Hang die Dörfer von Longirod, Marchissy und Bassins, von Erinnerungen belebt, und die Armee zahlloser goldener Ähren, dicht und stramm unter den schweren weissen Wolken.

Wie sehr waren sie mir als junge Frau zuwider, all jene Soldaten, die aufs Geratewohl ziemlich überall auf unsern Ausflügen auftauchten und unsere ach so seltene Zweisamkeit störten! In jedem Winkel des Kantons waren sie anzutreffen, bei Saint-Prex wie in den Rebbergen von Cully. Und wie sehr liebe ich sie heute, diese Soldaten, wenn sie, ergraut wie wir, noch immer von den Studien erzählen, auf die sie hatten verzichten müssen, weil die Bahn ihr Dorf nicht bediente, oder vom Handel, der ihnen

Wohlstand brachte. Und zuweilen ist es die Frau eines ehemaligen Soldaten, die an den schweren Tornister erinnert, den der Hauptmann zusätzlich zum eigenen getragen habe, um einem seiner Männer das Marschieren zu erleichtern.

Das war er, der Schweizer Bürgersinn: nicht die Heldentaten auf den Schlachtfeldern, sondern die demokratische Stetigkeit in Kriegs- und Friedensjahren dank der dauerhaften Beziehungen, entstanden zwischen Männern jeglicher Verhältnisse, die sich sonst niemals begegnet wären.

In der Kleinstadt, wo der Advokat seinen Beruf ausübte, wurde die Waffenbrüderschaft mit dem Bäcker, dem Zimmermann oder dem Elektriker gepflegt. Sie fanden sich wieder in den bewegten Sitzungen des Einwohnerrates, wo sich Linke und Rechte 49 zu 51 Prozent gegenüber standen. Der Bürgermeister verweigerte dem jungen Bürgerlichen die Hand, da er selbst nicht wie dieser „seine Hosen auf der Schulbank habe durchscheuern können“. Hitzige Kämpfe, abendliche Sitzungen, die im Wirtshaus weiter geführt wurden, bis spät in die Nacht hinein. Sie schienen mir lachhaft, zu lokal gefärbt - und dennoch absolvierte dort mein Mann seine Lehrzeit im helvetischen Aufbau mit seinen von unten nach oben führenden Strukturen, ihren geduldig nebeneinander platzierten Legosteinen, auf denen das ganze Gebäude in die Höhe wächst, von den Gemeinden zum Kanton und von den Kantonen zum Land. Dies ist der Schweizer Föderalismus, ein engmaschiges Beziehungsnetz zwischen Menschen, die fest verankert in ihren Verschiedenheiten dennoch entschlossen sind, zusammenzuleben.

Die Siebzigerjahre führten uns nach Nord- und Südamerika, Spanien und Frankreich, zur Begegnung mit Hunderttausenden von Schweizern, welche von der Armut während des ganzen 19. bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts aus ihrer Heimat vertrieben worden waren. Mein Mann war Präsident der Auslandsschweizer geworden. Ihn zu begleiten bedeutete für mich, in ein spannendes Spiegelkabinett einzutreten. Diesen Auslandschwei-

zern fühlte ich mich unglaublich nahe - nicht etwa als Schweizerin, die gekommen war, sie aufzumuntern, sondern als Auslandsgriechin. An ihnen konnte ich meine eigenen Gefühle ablesen. Ich traf wieder auf das Heimweh, das übermässige Idealisieren der fernen Heimat. Aber sie machten mir auch klar, wie richtig es ist, den Wesenszügen und Werten seines Ursprungslandes treu zu bleiben. Ihre zähe Arbeit, ihr unternehmerischer Geist und ihr Verantwortungsgefühl hatten es diesen Einwanderern ermöglicht, zur Entwicklung ihrer Wahlheimat beizutragen.

Beim Überfliegen der gelben Windungen des Flusses Paraná an der Grenze zwischen Argentinien und Paraguay entdeckten wir eine Landschaft von der Grösse der Schweiz, die Provinz Misiones, von armen Einwanderern mit der Hacke gerodet, indem sie den Insekten, den Fieberkrankheiten, der Vereinsamung ausgesetzt waren - während Paraguay auf dem rechten Flussufer sich noch immer unter dichtem Tropenwald kräuselt. Es waren die Schweizer, welche die Butter in Argentinien einfuhrten, die Äpfel im Süden von Patagonien. Sie spannten Brücken wie die Golden Gate Bridge über den Golf von San Francisco oder jene über den Hudson in New York. Indem sie sich selbst treu blieben, dienten sie zwei Ländern zugleich.

Durch eine unbewusste Anpassung widerspiegelten diese Menschen auch mehr oder weniger die verschiedenen Orte, die wir besuchten. Der Schweizer von Barcelona war ganz und gar nicht jener von Madrid; der lässige Gastgeber von Bahia war meilenweit entfernt vom gestressten Arbeiter von Sao Paulo. Es machte uns Spass, diese Unterschiede festzustellen. Sie zeigten, wie weit die Assimilierung sich vollzogen hatte, ohne die Bindung ans Ursprungsland zu beeinträchtigen.

Mit der heute zunehmenden Flut von Flüchtlingen und Gastarbeitern, mit dem freien Personenverkehr in Europa wird die Zahl jener stetig wachsen, die gleichzeitig in die Zuständigkeit zweier oder dreier Länder fallen. Ihre eigene Identität in der grösseren Einheit eines Kontinents oder der ganzen Welt werden sie

nur finden, wenn sie sich entschliessen, dort Wurzeln zu schlagen, wo das Schicksal sie hingeworfen hat, ohne dabei die eigene Geschichte zu verleugnen.

Spät im Leben erhielt ich dank einer mütterlichen Erbschaft die Möglichkeit, in Griechenland ein kleines Haus am Meer zu kaufen. Die Verwirklichung dieses Jugendtraumes zu einer Zeit, wo ich nicht mehr daran gedacht hatte, gab mir Gelegenheit, einmal mehr mein Herz zu erkunden. Zum ersten Mal wohnte ich länger als drei Wochen aufs Mal in Griechenland: als Bewohnerin und nicht mehr als Touristin. Es war das Ende einer langen Schönfärberei. Ich entdeckte die Schwächen meiner Landsleute, aber ebenso meine entsetzliche helvetische Überheblichkeit. Brachten es denn diese Griechen nicht fertig, sich wie Schweizer zu organisieren und zu vertragen? - Einmal mehr half mir die unerwartete Bemerkung eines Freundes, mich zu einer Entscheidung durchzuringen. Lachend hatte ich erklärt, wie sehr ich mich in Griechenland als Schweizerin und in der Schweiz als Griechin fühlte. „Nun“, bemerkte er, „Sie halten es nicht mit dem Apostel Paulus, der sich bemühte, den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche zu sein.“

Da hatte er mir einen guten Brocken hingeworfen! Ich begriff, dass es wahrhaftig zu bequem war, sich einzig mit den Tugenden der einen zu identifizieren, um seine Überlegenheit über die andern zu behaupten. Den Griechen eine Griechin, den Schweizern eine Schweizerin sein hiess, mich auch mit ihren Schwächen zu identifizieren und die Mängel meiner eigenen Natur zu entdecken.

Wenn es ein Vorrecht ist, einem einzigen Land und seiner Geschichte anzugehören, ist es andererseits ein Reichtum, gleichzeitig in mehreren Ländern zu wurzeln, sich niemals ganz in einem von ihnen zu erkennen - auf Grund jenes leichten Unterschieds, den man zwischen sich und den andern wahrnimmt, und jener Möglichkeit, alles gleichzeitig von innen und von aussen zu sehen. Es ist ein gutes Mittel gegen den Nationalismus, gegen die Ver-

absolutierung einer einzigen Lebensweise, einer einzigen Art des Seins und Denkens.

Zu guter Letzt begriff ich auch, dass die Grösse einer Person oder eines Volkes weniger auf besondern Tugenden beruht als auf jenem wandelbaren Bezug, der sie mit dem göttlichen Geist verbindet.

3. Der Tod meines Vaters

Es war Herbst: Zeit, an die Weihnachtsferien zu denken, für meine Kinder und mich ein Chalet oder Hotelzimmer im Gebirge zu mieten. Mein Mann konnte nicht mitkommen; die vielen Abendveranstaltungen seines Departementes zum Jahresschluss hinderten ihn daran. Da meldet sich plötzlich diese ausgefallene, beunruhigende, hartnäckige Idee: Nichts unternehmen, nichts reservieren, diesen Winter ganz einfach auf unsere Bergferien verzichten. Warum, wieso? Schleierhaft. Die Überzeugung war da, unerschütterlich, unumgänglich. Auch an Einwänden fehlte es nicht. Es ging weniger um mich als um die Kinder. Wie sollte ich es ihnen sagen, ihre Zustimmung erlangen? Mein Mann mischte sich nicht ein. Er blieb ja sowieso da. Nach und nach regelte sich alles: Einladungen von Freunden, ein Pfadfinderlager, und allmählich waren alle versorgt - ausser mir, die blieb, ohne zu wissen warum. Eine letzte Versuchung kam noch, als mein Mann beschloss, nach den Feiertagen einen Erholungsurlaub am Meer in Menton zu verbringen, und mir vorschlug, ihn zu begleiten. Einen Augenblick lang triumphierte ich. Deshalb also hatte ich nicht mit den Kindern verreisen sollen. Aber nein, es kam nicht in Frage. Ich musste bleiben.

Bei meinen Eltern wurden Neujahr und Sankt Basilius, der Namenstag meines Vaters, immer zusammen gefeiert. An diesem Tag tauschten wir unsere Geschenke. Ich hatte eine wunderschöne Krawatte für ihn ausgesucht, ohne zu ahnen, dass sie ihn in den Tod begleiten sollte. Am 2. Januar, dem Vortag der Abreise meines Mannes, spazierten wir im schönsten Sonnenschein dem See entlang. Meine Eltern verbrachten ihrerseits einen friedlichen Tag, indem sie die erhaltenen Glückwunschkarten verdankten.

Am folgenden Morgen erwachte ich zu spät, um meine gewohnte Zeit der Stille zu halten. Ich sehe mich noch, wie ich mich genüsslich an meinen Heizkörper anlehne. Dabei denke ich, ohne es zu verstehen: Keine Sorge, du wirst die ganze kommende

Nacht hindurch eine Zeit der Stille haben. - In diesem Augenblick läutet das Telefon. Meine Mutter bittet um Hilfe. Der Vater musste sich hinlegen; sein Arzt ist im Urlaub. An wen soll sie sich wenden? Mein Bruder bemüht sich seinerseits, einen spezialisierten Orthopäden von Genf kommen zu lassen, der als Einziger das altmodische lederne Bruchband flicken kann, das sich gelöst hat und keinen Halt mehr bietet. Es trifft auch ein Arzt ein, der meinen Vater nicht kennt. Als er sieht, dass ein Darmverschluss droht, schlägt er vor, den Patienten notfallmässig zu einem Eingriff ins Krankenhaus zu bringen. Mein Vater hatte Operationen immer verweigert. Der plötzliche Zwang lässt ihn in Ohnmacht fallen. Der Orthopäde, dem Arzt auf dem Fuss, renkt den Bruch und das Bruchband wieder ein und macht den Krankentransport überflüssig.

Abends beschloss ich, angesichts des Vorgefallenen die Nacht bei meinen Eltern zu verbringen. Ich streckte mich auf dem alten, verschlissenen Samtsofa im Wohnzimmer aus, um auf Abruf verfügbar zu sein, und begann zu beten. Aber worum genau sollte ich bitten? Um noch etwas Leben oder um ein Ja zum Tod? Da ich es nicht wusste, fragte ich: „Mein Gott, wie zu dir beten?“ Deutlich kamen mir die Worte über die Lippen: „Gott, vergib ihm alles Schlimme, das er getan hat, im Namen des Guten, das er immer tun wollte.“ Damit war alles gesagt. Oft hatten wir darunter gelitten, dass Vater in seinem unmässigen Stolz der Tyrannei seiner Ängste unsere Freiheit missachtete. Doch gleichzeitig hatte er immer unser Bestes gewollt und sich grosszügig für uns aufgeopfert.

Tags darauf war unser Hausarzt zurück. Mein Vater lag im Koma. Vergeblich suchte ich ihn bei der Hand zu fassen, mit ihm zu sprechen: Er war unerreichbar. Von draussen drang wirrer Lärm wie von einem Badestrand herein. Der Park jenseits der Strasse lag unter einer dicken Schneeschicht. Ein baumloser Abhang diente den Kindern des Quartiers als Rodelbahn. Fröhlich riefen sie einander von Schlitten zu Schlitten zu oder glitten

bäuchlings, mit gesenktem Kopf abwärts, indem sie Siegeschreie ausstießen. Röcheln erfüllte das Zimmer; draussen verbreitete sich prustend das Leben.

Am dritten Morgen rief mich die Mutter: „Komm, komm schnell; Papa ist wieder bei Bewusstsein!“ Ich laufe, mein Bruder ist schon dort, wir umgeben das Bett: Mutter sitzt am Kopfende, wir zwei andern stehen. Etwas schelmisch lächelt mir der Vater zu, als wollte er sagen: „Nun denn, du siehst, ich bin soweit und habe keine Angst.“ Er spricht langsam, mit grosser Mühe. Man muss sich ganz nahe über ihn beugen, die Worte eins nach dem anderen aufnehmen und dann verstehen, was sie alle zusammen bedeuten. „Was du willst“, flüstert er mir auf griechisch zu, „tu es, gib es unter deinem Namen heraus, wenn du willst!“

Auf seinem Totenbett denkt er an Agamemnon, seine Übersetzung des *Agamemnon* von Aischylos. In diese Übersetzung - zuerst ins moderne Griechisch und dann ins Französische - hat er seine ganze Zeit, seine ganzen Kräfte, sein ganzes Herz, seine letzten Lebensjahre investiert. Und nun übergibt er mir, der Tochter und Rivalin, zusammen mit seiner Übersetzung den Wunsch, etwas hervorzubringen, zu existieren, zu überleben. Er gibt ihn mir, entledigt sich seiner, aus Liebe zu mir.

Darauf entliess der Vater uns Kinder mit einer Handbewegung; er wollte mit seiner Frau alleine bleiben. Er starb am Morgen, nach einer schwierigen Nacht. Sein armes, ausgemergeltes Gesicht, o Wunder, war nicht mehr da. Die Haut über seiner hohen, glatten Stirn hatte sich wieder gestrafft. Mit seinem noch immer schwarzen Schnurrbart und seinen entspannten Zügen glich er einem Fünfzigjährigen. Vor mir sah ich wieder den *Pallicare*, der zu Pferd kreuz und quer durch Anatolien reiste, um Stoffe aus Manchester, Lille oder Roubaix abzusetzen - den Autodidakten, der auswendig ganze Passagen von Demosthenes, Corneille oder Macaulay rezitierte.

Mein ältester Bruder aus London kam zu spät, um ihn noch lebend zu sehen. Wäre ich mit den Kindern in die Berge gefah-

ren, hätte ich die letzten, so kostbaren Tage meines Vaters verpasst.

Am Morgen des Beerdigungstages musste ich weinen und fürchtete, in der Kirche meine Tränen nicht zurückhalten zu können. „Mein Gott, tröste mich!“ murmelte ich innerlich. „Dich trösten?“, konterte die innere Stimme, „wo ich ihm doch das ewige Leben geschenkt habe!“ Und während ich nicht wusste, was davon halten - angesichts des geringen Glaubens meines Vaters, der mehr an Plato und Sokrates als an den Gott des Evangeliums geglaubt hatte -, formten sich in mir deutlich die Worte: „Matthäus zwanzig, eins bis zwei“ - dies zu wiederholten Malen, denn es gelang mir nicht, ihren Sinn zu erfassen. Noch heute verstehe ich nichts von der Nummerierung der Bibelverse, und ein Zitat zu finden kostet mich immer grösste Mühe. Neugierig öffnete ich die Bibel, und im zwanzigsten Kapitel des Matthäusevangeliums, in den Versen 1-2 und den folgenden, las ich das Gleichnis vom Arbeiter der letzten Stunde, der gleichviel erhält wie jener der ersten Stunde. Mein Herz schlug freudig, zum Zerspringen. Mein Vater lebte; er hatte Vergebung gefunden.

4. Weder Engel, noch Tier

Mit zwanzig hatte ich mir, leidenschaftlich begeistert von Platon, einen Dialog mit dem Titel *Agathon und Kallidor* ausgedacht. Agathon war der Liebhaber des Guten, der sich um den geraden Weg bemühte, Kallidor der Künstler, der sich dem Schönen widmete, um es den Menschen zu geben. Agathon und Kallidor wanderten über Land und plauderten im Duft von frisch gemähtem Heu und Geissblatt. Jeder bemühte sich, auf seine Art der Idee des Guten oder des Schönen zu dienen und sie zu verkörpern, wie sie gemeinsam zuoberst am platonischen Himmel erstrahlten.

Doch schon begann mein eigener Himmel sich mit Wolken zu bedecken. Ein Gewitter drohte. Am Horizont sah ich all die Konflikte aufziehen, die zwischen meinem Vater und mir ausbrechen würden, weil ich im Namen der Kunst alle möglichen Lebensformen zu erproben begehrte. Der Dialog schlug fehl. Die platonischen Ideen vom Guten und Schönen trafen sich nur in Gott - jenem Gott, an den ich nicht glauben konnte und den ich noch weniger liebte. Der allgegenwärtige Tod löschte alles aus.

Aber nicht die Wirklichkeit des Todes, sondern die einer unmöglichen Liebe öffnete mich der Gotteserkenntnis.

Arm in Arm gingen wir, sie und ich, die Augen auf den Augenhimmel geheftet. Sie war die Frau desjenigen, den ich liebte. Eine Sternschnuppe fiel.

„Tu einen Wunsch!“ sagte sie lächelnd.

„Stirb!“ war das Wort, das in meinem Inneren aufstieg, blitzschnell wie der Fall des Sterns. Mein Leben hing an ihrem Tod, einer Ehe wegen, die zu brechen ich mir verbot.

Wann schon vermochten Prinzipien es, die unwiderstehliche Gewalt der Leidenschaft einzudämmen? Welche Hilfe konnte mir die wunderbare Welt der Ideen bieten? Ich bedurfte einer Liebe, die stärker war als meine, um über eine ausweglose Leidenschaft zu triumphieren. Gott allein war dem Kampf mit mir und gegen mich gewachsen. Er allein konnte den alten, in Vergessenheit ge-

ratenen Konflikt zwischen Agathon und Kallidor seiner wahren Lösung entgegenführen.

Während ich auf mich allein gestellt um den Verzicht darauf rang, mir zu nehmen, was mir nicht gehörte, stiegen während neun Tagen von unbekannter Seite Fürbitten für mich empor. Es waren die Frauen des geschlossenen Klosters Bethanien in Châbles oberhalb Yvonand. Eine Freundin hatte ihnen einen Wink gegeben, ohne mir etwas zu sagen. Zweifellos verdanke ich ihnen eine Entscheidung, die den Lauf meines Lebens änderte, indem sie mich zu Gott führte.

Zwanzig Jahre später tat ich einen weiteren Schritt in der Selbsterkenntnis, verbunden mit der Vertiefung meines Glaubens. In Caux fand ich nicht abstrakte Ideen, die es in die Wirklichkeit umzusetzen galt, sondern absolute moralische Massstäbe, das heisst unveränderliche Messinstrumente zur Bewertung meiner Motive, meiner Gedanken und Taten.

Mit absoluter Ehrlichkeit konfrontiert, entdeckte ich, wie unaufrichtig es war, sich für etwas anderes auszugeben als das, was man war. Ich mühte mich ab, das Bild aller möglichen Vollkommenheiten in mir zu nähren und es nach aussen zu projizieren. In Tat und Wahrheit lief dies auf den Versuch hinaus, mich selbst zum göttlichen Wesen zu erheben, Gott in meiner winzigen Person zu umfassen. Aber so lässt Gott nicht mit sich umgehen, und wer sich an seine Stelle setzt, um sein eigenes Götzenbild anzubeten, ist früher oder später der Verzweiflung und dem Fehlschlag ausgeliefert.

So viele Götzen haben wir im Laufe der Zeiten angebetet und ihnen gedient: Apollo, Baal, Astarte, Sonne, Mond und Winde. Heute sind es Geld, Technik, Kultur und Macht. Der grausamste, unersättlichste Götze sind jedoch noch immer wir selbst. Wir verzehren uns darin, ihm zu dienen, ihn zu schmücken und zum Glänzen zu bringen. Wir verbringen unser Leben damit, unser Bild aufzuwerten: durch die Summe all dessen, was wir besitzen und vermögen, durch die Palette unserer Tugenden oder sogar

unserer Laster - bis hin zur grossen Abwertung im hohen Alter, das uns Haare, Augenlicht, Gehör, Zähne und Gedächtnis raubt, bis nichts in uns mehr wirklichen Bestand hat als unsere enge oder ferne Beziehung zu Ihm, der ist.

Während einiger Jahre stieg ich jeweils in eine Dachkammer hinauf, wo ich in Ruhe das malen konnte, was ich im Sinn hatte. Da es mir unmöglich war, mich mit einer Staffelei in freier Natur aufzupflanzen, und ich fürs Abstrakte wenig begabt bin, hatte ich mir angewöhnt, das auswendig zu lernen, was ich ausdrücken wollte: die kontrastreichen Effekte des Lichtes, das auf die Felder fiel, auf einen Baum, auf Häuser. Oft fand ich erst Wochen später Zeit, zu malen, was sich mir eingepägt hatte.

Das Ergebnis war seltsam, denn das auswendig gelernte Modell verwandelte sich unter dem Einfluss von Kräften, deren ich mir keineswegs bewusst war. Eines Abends, bei Anbruch der Dunkelheit, fesselte mich der Blick auf die alten Dächer der Stadt unter dem Pont Bessières. Menschen gingen über die Brücke, grell beleuchtet wie Figuren auf einer Bühne. Die Schönheit dieses Schauspiels beeindruckte mich so sehr, dass ich hintereinander zwei Bilder malte.

Auf dem ersten liess ich die alten Dächer weg, da ich meinte, sie nicht genügend betrachtet zu haben. Die Brücke halbierte das Bild: über ihr ein blauschwarzer Gewitterhimmel, darunter Wasser, ebenfalls dunkel. Figuren, durch das Laternenlicht der Nacht entrissen, kreuzten sich auf der Brücke. Seltsamerweise trugen sie Kleider aus vergangener Zeit, ohne dass man hätte sagen können, welcher Epoche sie eigentlich angehörten. Ein Arbeiter ging vorüber, ein Wagen, ein kleines Mädchen mit einem Blumenstrauss, und von rechts schritt eine Frau in langem Kleid daher, über ein Kind gebeugt, das sie mit ihrem Arm umfing.

Das zweite Gemälde war ganz anders. Ich hatte inzwischen die Formen der verschachtelten Hausdächer unter der Brücke auf-

merksam betrachtet und wagte mich daran, die Altstadt zu malen. Diesmal querte die Brücke die Leinwand weit oben. Die darunter liegende Stadt schien unendlich klein und fern. Da blieben nurmehr zwei Figuren, die aufeinander zu gingen: von links ein weiss gekleideter Halbwüchsiger, den Kopf unter einer ebenfalls weissen Kapuze. Von rechts kam ihm eine Frau in kurzem Rock entgegen. Ich erinnere mich, sie mehrmals übermalt zu haben. Anfänglich schien sie auf merkwürdige Art zu knien. Mit einem Pinselstrich stellte ich sie auf. Nun wölbte sie selbstgefällig den Oberkörper vor. Ich verstand nicht, warum sie so abstossend wirkte. Zu guter Letzt, nach all den Retuschen, glich sie mit ihrem zurückgeworfenen Kopf und der gewölbten Brust einem Fragezeichen. Ich wagte nicht mehr daran zu rühren.

Ich war befreundet mit einer Psychologin, die meine Malversuche lebhaft unterstützte. Erst hinterher begriff ich, was sie daran interessierte. Es war nicht so sehr der bildmässige Wert meiner Gemälde - den hatten sie höchstens für mich -, als vielmehr die Entschlüsselung einer Schrift, einer zum Teil traumähnlichen Sprache. Die Welt meines Unbewussten war es, die sich ohne mein Wissen ausdrückte: durch jene Formen, die ich peinlich genau dem wirklichen Leben entlieh.

Lange betrachtete meine Freundin die zwei Bilder, während ich ihr Urteil abwartete. Schliesslich sagte sie: „Du hast nicht zwei Bilder gemalt, sondern ein Diptychon.“ Und da ich nicht begriff, zeigte sie auf die Frau, die sich im Gehen zärtlich über ihr Kind beugte, und auf jene andere, abstossende, dem Halbwüchsigen in Weiss gegenüber. Beide Male ging es um dasselbe Mutter-Kind-Paar und verdeutlichte meine Beziehung zu dem Sohn, den ich verloren hatte.

Ab dann gaben mir die zwei Gemälde ihre Geheimnisse preis - eines nach dem anderen. Das erste Bild war der Ausdruck meiner Lebensmelancholie. Auf der beleuchteten Brücke gingen wie auf der Weltbühne die Figuren des entflohenen Lebens vorüber, unsicher zwischen Himmel und Wasser hängend, über dem Lauf

der Zeit, dem fließenden Strom.

Die Begegnung im zweiten Bild spielte sich weiter oben ab - auf anderer Ebene, zwischen dem aschfahlen Kind und der Frau, die nicht wusste, was sie war. Bald kniete sie im Gebet, bald verabscheute sie sich, bis sie nichts mehr war als ein blosses Fragezeichen.

Wer bin ich? Was bin ich? - Der junge Mensch fragt es sich, da er noch nicht weiss, was aus ihm wird. Und am Ende des Lebenslaufes kehrt die Frage wieder, kaum verändert: Wer bin ich, was war ich, was habe ich aus meinem Leben gemacht? - Können wir darauf selber antworten, bevor die letzte Stunde da ist, oder kommt die Antwort erst dann, wenn wir das noch warme Zimmer eines geliebten Angehörigen räumen, das volle Ei seines Lebens aufschlagen? Dann vermeinen wir in den Briefen, den Fotografien, den verstreuten Büchern ein letztes Mal die Essenz, die Einzigartigkeit eines Wesens in der hohlen Hand zu halten.

Manches Mal im Laufe meines Lebens glaubte ich mein Götzenbild zerschmettert zu haben. So auch in Caux, bei meinem ersten Erlebnis des inneren Diktats. Doch kaum gefällt, erhob sich der Götze wieder. Beim Tod meines Sohnes aber zerschellte er am Boden. Alles, was ich hatte sein wollen, zu sein glaubte, zerbarst auf einen Schlag. Zurück blieb die Verzweiflung darüber, dass ich sein nachdenkliches Wesen, das mir immer als kindlich erschienen war, am Wachstum gehindert und dass ich ihm nicht in letzter Minute die Hand geboten hatte. Und so projizierte sich, jenseits meines Wollens, in das Brückengemälde hinein das abstossende Bild der Frau, die ich damals war.

Ich brauchte Jahre, um mir zu verzeihen. Die Hölle, in die uns die Schuld wirft, ist eine Hölle des Hochmuts. Wir leiden, weil wir Leid zugefügt haben, aber auch weil wir unendlich weit unterhalb dessen standen, was wir hätten sein wollen, und weil wir unserer Nichtigkeit ins Gesicht schauen. Ich habe geschmäleret statt zu rühmen, verurteilt statt zu verstehen, die Lebenslust eines anderen Wesens auf mein eigenes Schema reduziert. Wie konnte ich

so viel Nachgiebigkeit und Härte, so viel Angst und Verblendung unter einen Hut bringen? Es ist hart, sich entblösst zu sehen. Und doch ist es auch eine Gnade.

Wer bin ich, was war ich? Um die Frage wirklich zu beantworten, müssen wir uns der eigenen Sichtweise und auch jener der andern entziehen, um in den Blickwinkel Gottes zu treten. Er ist der einzige Richter, und wenn wir uns ungeschminkt an ihn wenden, richtet er nicht, sondern fühlt mit. So hochmütig sind wir, dass wir Mühe haben, das unendliche Mitleid Gottes anzunehmen, der die geringsten Regungen unseres Herzens kennt und uns nichts zur Last legt. Letzten Endes gelten unsere Erfolge, unsere Fehlschläge, ja sogar unsere Fehler in seinen Augen wenig. Was zählt, ist unsere Beziehung zu ihm.

Wieder in Gottes Liebe hineingelegt, werden auch unsere Fehler aufgearbeitet. Sie werden zur Quelle grösseren Heiles. Sie gehören zum alltäglichen Gang, zum Fuss, der sich unaufhörlich hebt und senkt. Meine Fehler haben mir geholfen, mich an meinen richtigen Platz zu begeben, meine Grenzen nicht mehr überschreiten zu wollen. Ich lerne, nicht mehr über jene zu urteilen, die umherirren und sich täuschen wie ich; und vor allem lerne ich, mich stetig, unaufhörlich zu ändern, um die Zeit wettzumachen, die durch meine mangelnde Liebe verloren ging.

Oktober in Istanbul, gegen Ende Nachmittag: Ich ging den Boulevard der Republik entlang. Zur Rückkehr ins Hotel war es noch viel zu früh, und die Aussicht auf die tägliche Stromunterbrechung lockte mich keineswegs.

Ich war gekommen, um einer alten Tante beizustehen, die als Letzte der Familie hier geblieben war. Sie führte ein elendes Leben, infolge ihres Gesundheitszustandes wehrlos einem geldgierigen Hausbesitzer sowie einem Lumpensammler ausgeliefert, der ihr mit pünktlicher Regelmässigkeit die letzten Reste ihres vergangenen Glanzes abknöpfte. Aus einem Überseekoffer hatte sie mir

einen gelben, mit Fotografien vollgestopften Umschlag herausgeholt, auf dem ich mit Rührung die grosse Handschrift meines Vaters und die Adresse unseres Elternhauses in der Faik-Pascha-Strasse entdeckte.

Und diese Strasse wollte ich gerne an diesem Spätnachmittag wieder finden. Man hatte mir gesagt, sie sei vom Boulevard nicht allzu weit weg. Eben versuchte ich, die Nase in der Luft, den Namen einer Querstrasse zu buchstabieren, als ich laut meinen Namen rufen hörte. Verdutzt drehte ich mich um. Wer konnte das sein, in einer Stadt, wo ich keine zehn Personen kannte? „Sie erkennen mich nicht?“, fragte ein jüngerer Mann lächelnd von der Strassenecke her. „Wir haben eben in der Stadt nicht das Recht, die Soutane zu tragen.“ Nun erkannte ich den Generalsekretär des Ökumenisch-Orthodoxen Patriarchats von Istanbul. Es war Vater Bartholomaios, der Bischof von Philadelphia. Eine Woche zuvor hatte er mich beim Ökumenischen Patriarchen Dimitri eingeführt. Damals ahnten wir nicht, dass er zehn Jahre später dessen Nachfolger werden sollte. „Ich suche mein Elternhaus in der Faik-Pascha-Strasse“, antwortete ich vergnügt, ganz froh, einen Ansprechpartner gefunden zu haben. „Möchten Sie mit mir eine Tasse Kaffee trinken gehen?“ Er verzichtete, anbot sich jedoch, mich an den gewünschten Ort zu führen.

Wir stiegen mehrere steil abfallende Strassen hinab. Ich beglückwünschte mich zu unserer Begegnung. Allein hätte ich mich nur mit Mühe durchgeschlagen. Die Faik-Pascha-Strasse war eine ärmliche Strasse, schlecht beleuchtet und von Holzhäusern gesäumt. Welches mochte mein Vaterhaus sein? Ich war dort nur ein einziges Mal zu Besuch gewesen, mit siebzehn Jahren, und hatte mir die Hausnummer auf dem Briefumschlag nicht gemerkt. Entschlossen schritt Vater Bartholomaios voran; er schien zu wissen, wohin er ging. Plötzlich blieb er vor einer Tür stehen und läutete. Eine junge Frau öffnete, zwei weitere liefen herbei. Es gab Freudenrufe, Umarmungen, und unvermittelt fand ich mich im Haus der Kleinen Schwestern von Charles de Foucauld, in

einer Welt der Helle und der Freude – ergreifend für mich, die ich seit vierzehn Tagen im melancholischen Schmutz des Untergeschosses, wo meine Tante wohnte, zu ersticken drohte.

Die Holztreppe glänzte. Im oberen Stock zeigte uns eine der Schwestern eine Marien-Ikone, die sie soeben fertig gestellt hatte. Während uns die rituellen kandierten Früchte samt einem Glas Wasser angeboten wurden, erzählte uns eine andere von ihrer neulich unternommenen Reise nach Kappadozien, der Begegnung mit einem jungen türkischen Fremdenführer und seiner Leidenschaft für byzantinische Kirchen. Als er sie einige dunkle Stufen hinuntersteigen hiess, habe er sie darauf hingewiesen: „Einzig hier steigt man hinab, um Gott zu finden.“

Dann verabschiedete sich Vater Bartholomaios. Die Nacht war hereingebrochen. Obschon ich fürchtete, meinen Rückweg nicht zu finden, beschloss ich zu bleiben. Ich fühlte mich zu Hause. Ein anderer Priester, begleitet von zwei Verwandten aus Athen, stellte sich vor. Er zelebrierte eine kurze Vesper in griechischer Sprache, zu der die Schwestern die „Kyrie eleison“ sangen. Anschliessend überreichten sie mir ein Gebet von Charles de Foucauld, das mich tief berührte:

*Mein Vater, ich überlasse mich dir
Mach aus mir, was du willst.
Was immer du tust, ich danke dir
Zu allem bin ich bereit.
Alles nehme ich entgegen.
Es genügt, dass dein Wille sich erfüllt
Für mich und alle deine Geschöpfe.
Nichts anderes begehre ich, Vater.
In deine Hände lege ich meine Seele,
Ich schenke sie dir, mein Gott,
Mit der ganzen Liebe meines Herzens,
Weil ich dich liebe
Und weil es der Wunsch meiner Liebe ist,
Mich zu verschenken, mich ohne Mass*

*Deinen Händen zu überlassen
Mit unendlichem Vertrauen
Denn du bist mein Vater.*

Verloren in der grossen Stadt, hatte ich mein Vaterhaus gesucht, und siehe da: Eine vorsorgliche Hand hatte mich zu den Kleinen Schwestern von Charles de Foucauld hingeführt und mir das wahre, das einzige Vaterhaus gezeigt. Demütigen Ikonen gleich spiegelten mir die Kleinen Schwestern das göttliche Bild.

Wer bin ich, was war ich? Weder Engel, noch Tier, sondern ein Kind Gottes, das ihm immer ähnlicher zu werden sucht - bis hin zur unerreichbaren Einswerdung.

5. Mutterschaft

Es gibt nichts Schöneres als eine Geburt: jenen Moment, der auf die Entbindung folgt und der dem langen Warten ein Ende setzt, den Ängsten, den Einbildungen. Nun ist alles geschafft. Es bleibt nichts zu wünschen übrig: Das Kind ist da, fertig, in seiner ganzen Eigenart, mit seinen erstaunten Brauen und ausgeprägten Handlinien.

Ich erinnere mich an den belaubten Kirschbaum vor dem Fenster unter blauem Julihimmel, an das Bier zur Anregung des Milchflusses, an den kompakten, haubenförmigen Schädel, der in einer Februarnacht zum Schrecken der Grosseltern in Erscheinung trat, an die Schmerzen vor der schmerzlosen Entbindung beim ersten Kind, an die Lektüre von T.S. Eliots *Vier Quartetten* als Auftakt zur Geburt des zweiten.

Und schon huschen über dieses Gesicht, wo sich kaum das erste Lächeln entfaltet hat, seltsame Ähnlichkeiten: die erhabenen Züge des Schwiegervaters oder die abgeplattete Nase des Veters aus Anatolien. Tausend Wesen wimmeln in der Tiefe des Säuglings. Aus dem Urgrund der Zeiten tauchen sie auf und treten auf seinem neuen Antlitz zutage: ineinander verschlungene Erbteile, erstaunliche Fusionen, die seinen Werdegang bestimmen werden.

Kostbare Jahre der frühen Kindheit, die man gerne rasch hinter sich brächte, um endlich die Windeln, den erstickenden Kleinkram der Verrichtungen, den geregelten Reigen der Mahlzeiten, des Waschens, der Krankheiten los zu sein - und die man zugleich für immer festhalten möchte. Aber die Zeit entflieht, ohne Rücksicht auf unsere Eile oder unser Bedauern.

Und schon beginnt sich ein Abstand anzubahnen. Ich sehe noch meine Älteste, wie sie an meinem offenen Sekretär steht, mit Bleistift und Papier bewaffnet. Ein Spaziergang war angesagt. Ich hatte es eilig; brüsk zog ich ihr das Mäntelchen über. Viel später sagte sie mir: „Das war wichtig, ich hatte soeben die

Schrift erfunden.“ Sie war erst fünf oder sechs, und schon kam ich nicht mehr mit.

Wie können wir voraussehen, was aus unsern Kindern wird? Die peinliche Ordnung desjenigen, der so unordentlich war – seine Begabung fürs Japanische, wo ihn doch schon die deutsche Grammatik ins Schwitzen brachte! Was die Mädchen betraf: Die eine liebte Wurstwaren, die andere schokoladengefüllte Kuchen; die eine kletterte zuoberst auf den Ginkgobaum, die andere köchelte Mahlzeiten auf ihrem kleinen Kochherd; die eine brachte auf dem Pausenplatz die grossen Jungen aus dem Lot, indem sie sich an ihre Schultern hängte, die andere fürchtete sich, den Telefonhörer abzuheben oder die Tür zur Papierwarenhandlung aufzustossen, um sich einen Radiergummi zu kaufen. Ich nannte sie Rose und Dahlie, um die Zartheit und Feinheit der einen ebenso zu ehren wie das Ungestüm und den Glanz der anderen; doch das blumige Alibi wurde weder der einen noch der anderen gerecht.

Und nun hat sich alles verändert. Aus jenem Möchtegern-Jungen wurde ein erfolgreiches junges Mädchen, dem die Verabredungen mit seinen Verehrern durcheinander gerieten und das sich heute seiner Familie und der Veränderung der Welt widmet. Das sanfte, schüchterne Mädlein wiederum hat unbegrenzten Wagemut entwickelt, knöpft sich jeden beliebigen Firmenchef vor, reist alleine, ohne mit der Wimper zu zucken, von der Quelle des Ganges bis nach Kalkutta.

Der Werdegang unserer Kinder ist unvorhersehbar, und die Undurchsichtigkeit nimmt ständig zu, um in der Pubertät ihren Höhepunkt zu erreichen. Langsam driften sie von der Mutter ab, igeln sich ein, um ihre innere Welt zu bilden, abgeschirmt von unsern zudringlichen Blicken, unsern eindeutigen Ansichten, unsern Befehlen, unserem Einfluss - um das zu werden, was sie später sind, losgelöst von uns. Manchmal bedarf es des Todes, um das wortkarge Kind zu verstehen, seine Anspielungen zu ergründen, die nie direkt sagten, was gemeint war.

Das ist die Askese der Mutterschaft. Minute um Minute ha-

ben wir unsere Kinder behütet, ihre Plattfüsse behandelt, eiternde Hautstellen, Legasthenie - und schlagartig wird von uns verlangt, sie ziehen zu lassen. Wir haben gezittert, gebetet, angeleitet, ausgestattet; nun müssen wir alles loslassen, und schon sind sie weg - toi, toi, toil, ohne uns! Was unser war, so nah, so innig, muss uns fremd werden. Unsere Kinder kämpfen darum, die Nabelschnur zu durchtrennen. Auch wir müssen mit uns selbst ringen, um ihre Befreiung nicht zu behindern. Es gilt nicht nur auf Ratschläge zu verzichten, sondern vor allem auf jene starken, oft gefährlichen Bilder, die wir in uns tragen: Bilder von Glück, Karriere, Heirat und der Lösung aller Lebensprobleme. Vor diesen Bildern werden die einen beharrlich fliehen; die andern werden sie umsetzen, oft zum eigenen Schaden. Unsere Kinder sind nicht da, um unsere Bilder zu verwirklichen, sondern ihre eigene Bestimmung. Und sie schulden uns nicht das Glück um jeden Preis.

Eines Tages sind sie erwachsen. Allmählich vertauschen sich die Rollen. Nun sind sie es, die uns belehren, mit ihren Erfahrungen nähren. Sie nehmen uns mit in unerforschte Gebiete durch ihren Beruf, ihre Reisen und schliesslich jenes grosse Abenteuer, auf das sie sich ihrerseits einlassen: das Entstehen neuer Menschen - Kinder, die so unvorhersehbar sind, wie sie selbst es waren.

Man kann nicht aufhören zu lieben. Wir sind nicht bloss faszinierte Zuschauer auf dem Balkon des Lebens, die bei jeder Wendung den Atem anhalten, weinen, lachen, mitfiebern. Wir sind Teil eines Staffellaufs: Wir übergeben den Stab der Liebe einer stärkeren, grösseren Liebe als der unsrigen - einer Liebe, die besser liebt, die alles weiss, das Bild eines Wesens schon vor dessen Geburt enthält, das Geheimnis seines Werdens - sein Einverständnis vorausgesetzt. Nun ist es an ihm, die Frage zu stellen: „Wer bin ich, was war ich?“, und die Antwort wahrzunehmen.

Wir beten darum, dass die wesentliche Beziehung sich herstellen möge, dass unsere Kinder ihrer göttlichen Abstammung

gemäss leben und handeln, auf ihre eigene Art. Wir sind Mütter von Kindern, die für das ewige Leben gezeugt wurden. Ohne es zu wissen, sind auch wir vom Geist heimgesucht worden. Wir haben nicht nur einen fleischlichen Leib getragen, sondern ein zugleich menschliches und göttliches Wesen.

Wir sind zur Freude geboren. Nichts, kein Leugnen des Lebens kann in uns die Überzeugung löschen, dass wir zur Freude geschaffen sind. Sie allein genügt sich selbst, fragt nicht nach dem Warum. Sie lässt sich nicht erfinden; man kann sie nur als Gnade empfangen, als Überborden der Sinne, Überfülle des Seins.

Ich bin zur Freude geboren; ich weiss es, wenn das Blau des Meeres mir zuruft: „Komm tanzen!“; wenn die Nachtigall in der Stille der Nacht unter den Weinranken trillert; wenn ein Herz zum anderen spricht, ohne Worte zu benötigen, weil beiden alles gemeinsam ist; wenn mir inmitten der Angst eine Antwort durch den Sinn geht, die mir die Anwesenheit von etwas bestätigt, das kostbarer ist als jedes Gut. Aber ein gleichmässiges, wetterbeständiges Glück - gibt es das wirklich? Ist es nicht bloss eine von der Erinnerung gefilterte Vergangenheit oder die Fata Morgana jener Insel, die aus den Fluten ragt und auf der zu landen man träumt?

Meine Suche galt nicht dem Glück. Ich wollte den Sinn, die Kunst, die Liebe. Warum also wünschte ich mir für meine Kinder so sehr, was ich für mich selbst nicht gesucht hatte? Für sie wollte ich das Glück mehr als alles andere. Hatte ich sie nicht in die Welt gesetzt, damit sie glücklich würden?

Als Tochter meines Jahrhunderts verwechselte ich das Glück mit der Erfüllung ihrer Wünsche, ihrer Bedürfnisse, wie sie mir vorschwebten. Aber während ich ihrem Wohlergehen so nachging, wie man ein Zimmer abstaubt, indem ich ihre Probleme wegzublasen versuchte, lasen sie aus meinem Gesicht ganz deutlich das Geheimnis, das ich versteckt zu haben wähnte: die

gespaltene Seele, die Bitternis enttäuschten Strebens.

In mich selbst versunken, wie ich war, verstand ich nicht immer, ihnen zuzuhören, zu begreifen, was sich in ihrem Herzen abspielte. Ich half ihnen nicht, das Durcheinander ihrer Eifersüchte oder Ängste zu entwirren, mit dem Schmerz fertig zu werden, um von Mal zu Mal festeren Stand zu gewinnen. Indem ich die einen zum Vorteil der andern vernachlässigte, bereitete ich ihnen oft jene Schmerzen, die ich ihnen ersparen wollte. Sie hatten nicht jene Kindheit, die ich mir für sie erträumt hatte.

Ich hasste ihr Leid sowie mein eigenes Versagen und dachte: Wenn Gott uns für das Glück erschaffen hat, dann ist es sogar ihm nicht gelungen!

Ich brauchte eine Weile, um das Glück in Frage zu stellen. Wir erwarten es immer von aussen: von einem Ehemann, einer Frau oder Kindern. Wir erwarten es vom Reichtum oder vom Ruhm ebenso wie vom Kauf eines Autos oder eines Hauses. Und das Herz ist nicht befriedigt.

Gott versteht die Dinge anders. Er liebt nicht so, wie wir lieben. Er hasst unser Leiden nicht. Er wehrt es nicht von uns ab - übereifrig, als wäre es das Schlimmste, was uns zustossen könnte. Er benutzt es, um uns wachsen und anders werden zu lassen. Es ist sein bevorzugtes Werkzeug. Wie seltsam ist diese Liebe Gottes, wo für ihn doch jedes Haar auf unserem Haupt zählt, wo er sich doch auf die kleinsten Einzelheiten unserer Sorgen einlässt, uns führt, uns beschützt! Und derselbe Gott erteilt seinen Dienern heftige Schläge, setzt seinen Auserwählten hart zu. Das Erstaunlichste ist, dass sie es ihm nicht übel nehmen. Sie überlassen sich seinen Absichten und empfangen im Gegenzug einen Frieden, der alles Verstehen übersteigt.

Was zählt, ist unser Wachstum. Wir werden nicht fixfertig geboren. Neun Monate reichen dazu nicht aus. Wir müssen noch entstehen. Unser Leben wird uns geschenkt als lange Schwangerschaft ausserhalb des Mutterleibes, im Hinblick auf eine neue

Geburt. Wir sind da, um zu wachsen und uns zu verwandeln, einer uns eingepprägten Ähnlichkeit gemäss, um Kinder Gottes zu werden.

Wie viel Zeit und Leiden brauchen wir doch, um durchlässig zu werden - fähig, mit all unsern Poren die Lebensfülle einzusatmen! Der Tag wird kommen, wo es so weit ist - wer weiss, an einem Pfingstsonntag, im Februar um Mitternacht oder kurz vor Weihnachten – und mit ihm die Stunde unserer eigentlichen Geburt.

Dann werden Freude und Glück sich die Hand reichen, Augenblick und Dauer miteinander verschmelzen. Das Meer wird den Abgrund unseres Herzens füllen. Die Liebe wird sich brechen lassen wie Brot.

6. Die Kraft der Vergebung

In Sachen Vergebung ist mir etwas Seltsames widerfahren, das mir einmal mehr das Gefühl gab, mit meinen innersten Gedanken nicht allein zu sein. Mir scheint nämlich, dass ich einen Gesprächspartner habe, der durch alle äusseren Umstände hindurch ein Zwiegespräch mit mir führt und mich auf eigene Art anleitet.

Verzeihen ist, wie mir scheint, eine der schwierigsten und zugleich befreiendsten Handlungen, die es gibt. Meist lassen wir unser Leben durch unseren Charakter, unsere Gewohnheiten, unsere Vorurteile bestimmen. Vielfach reagieren wir bloss, statt frei zu handeln und von dem auszugehen, was recht und vernünftig wäre. Hat jemand uns den Gruss verweigert, uns in Gesellschaft übergangen oder öffentlich zurechtgewiesen - schon nehmen wir es ihm übel, halten ihn für unsympathisch oder hassenswert.

Verzeihen entzieht sich jedem Determinismus. Es ist die freie Handlung schlechthin; es unterbricht die Kette der Ereignisse, die sich sonst endlos fortsetzen. Es beendet die mechanische Folge von Kränkung und Groll. Die Vergebung leitet, vom Nullpunkt ausgehend, eine unvorhersehbare Reihe von Handlungen und Reaktionen ein - eine neue Geschichte, die ohne sie schlicht nicht existieren würde.

Angesichts der Wichtigkeit des Themas wollte ich darüber schreiben. Ich fühlte mich im Einklang mit mir selbst. Das Vaterunser konnte ich von A bis Z hersagen, ohne meine Schuld noch meine Schuldiger vor Augen zu haben. Und dann stiess mir im Laufe ein und desselben Sommers folgendes zu:

Eines Abends gehe ich ins Theater, um eine belgische Truppe die *Fünf grossen Oden* von Claudel spielen zu sehen - ein Lieblingstext aus meiner Jugendzeit, für die Bühne bearbeitet. Am Ende der Vorstellung stosse ich auf eine frühere Bekannte. Sie hat als Botschaftssekretärin die Welt bereist; seit vierzig Jahren haben wir uns nicht mehr gesehen. Es ist ein schöner Abend. Wir beschliessen, ihn mit einem Spaziergang zum Quai von Ouchy auszudehnen.

Unterwegs fällt ein Name: ein vorzüglicher Professor, dem ich viel verdanke, der mich aber andererseits um die Frucht jahrelanger Arbeit gebracht hat. Ich meinte aufrichtig, die Dankbarkeit und die Bewunderung, die ich ihm bewahrte, hätten meinen Groll und meine Frustration überwunden. Ich hatte sie sogar vergessen.

Und nun ertappe ich mich plötzlich dabei, wie ich das Vergangene wieder aufleben lasse - bis in jede Einzelheit und um so heftiger, als meine Gesprächspartnerin teilweise Zeugin der Vorfälle war. „Wie, Sie sind noch immer gleich weit?“, fragt sie mit so viel Verachtung in der Stimme, dass mich Zorn und Scham zugleich erfüllen. Was geht sie das an? Ich brauche ihr keine Rechenschaft abzulegen!

Es war, als würde eine Taschenlampe in mir, der Theoretikerin der Vergebung, den hintersten Winkel des Herzens ausleuchten, um den vergessenen, aber noch immer pochenden Groll ans Licht meines Bewusstseins zu ziehen.

Zwei Monate später verbrachte ich einige Ferientage mit meinem Mann in einem Hotel auf dem Mont-Pèlerin. Dort machte ich die Bekanntschaft einer einsamen älteren Engländerin. Eines Abends stürzte sie sich buchstäblich auf mich, überbordend vor Begeisterung. Durch einen einzigartigen Zufall war sie im Laufe des Tages einer Frau begegnet, die ich früher, vor meiner Heirat, auch gekannt hatte und der ich anscheinend in bester Erinnerung geblieben war. Ich hüllte mich in Schweigen. Was sollte ich meiner Engländerin sagen? Ich fühlte, wie Groll mich überfiel beim Gedanken an eine Person, die es verstanden hatte, meine Feder geschickt zu ihrem eigenen Vorteil auszunutzen, während sie mein ganzes Vertrauen genoss.

So führten mich im Laufe eines einzigen Sommers, just als ich von Vergebung reden wollte, zwei zufällige Begegnungen in meine längst vergangene Jugend zurück und legten Rachsüchte offen, die sich in meinem Innersten eingenistet hatten. Wie lachhaft erschienen sie mir, bei Tageslicht besehen!

Ich dankte meinem göttlichen Gesprächspartner, überwältigt von seiner unendlichen Einsicht in jedes Herz. Nichts ist ihm verborgen. Und um uns zu zeigen, wie wir wirklich sind, kann er Situationen herbeiführen, welche die Kehrseite unseres Wesens beleuchten und uns daran erinnern, dass wir uns über die Vergebung nicht auslassen können, ohne selber vollständig vergeben zu haben.

*Ewiger, du hast mich erforscht und erkannt.
Ich sitze oder stehe auf: du weißt es.
Von weitem entdeckst du meine Gedanken,
Du nimmst mich wahr, ob ich gebe oder liege;
Alle meine Taten kennst du vollkommen.
Noch bevor ein Wort auf meiner Zunge ist,
Weisst du, Ewiger, es schon ganz.*

(Psalm 139)

Wie viele andere Frauen des zwanzigsten Jahrhunderts war auch ich lange von Groll erfüllt. Über Jahre hinweg war ich meinem Mann bitterböse. Alles, was er unternahm, war ihm heilig. Was immer er tat, landete augenblicklich auf dem Sockel des Allgemeinwohls. Es ging ihm nie um sich selber, sondern um eine Aufgabe, der er sein ganzes Wesen widmen musste und verglichen mit der es mich schlicht nicht gab. Als ich mich einmal bei seiner späten Heimkehr über einen Anruf beklagte, den ich zu mitternächtlicher Stunde für ihn erhalten hatte, sagte er es mir ganz unverblümt: „Du? Dich gibt es nicht.“ Ich war sprachlos. Das wars, ganz genau: Ich existierte nicht. Wer von seinem Mann betrogen wird, muss bestimmt schrecklich leiden; doch im Namen angeblich heiliger Pflichten und völlig guten Gewissens bis aufs Mark geleugnet zu werden ist ebenfalls höchst schmerzhaft.

Lange verbarg ich meine Hassliebe. Eines Tages hatte ich den Mut, mit meinem Mann darüber zu sprechen und ihn für meinen Groll um Verzeihung zu bitten. Er wollte nicht begreifen und

auch weder in meinem, noch in seinem Herzen herumstöbern; dies schien ihm schädlich. Darauf nahm ich meine Verzeihung zurück und knüpfte sie an eine Bedingung: „Gib deine Schuld zu, und ich werde dir vergeben.“ Jahrelang blieb es dabei. Ich kämpfte darum, mich von einer Verbitterung zu befreien, die mein Wesen vergiftete und unter der die Kinder litten, weil sie sie ahnten.

Eines Tages schlug mir eine Freundin vor, jegliche Willensanstrengung aufzugeben und mich Gott zu meiner Befreiung zu überlassen. Wie der Blinde oder der Aussätzige des Evangeliums setzte ich mich mit meiner Wunde an den Wegrand und wartete darauf, dass Christus vorübergehe. Ob mein Warten Monate oder sogar ein Jahr dauerte, weiss ich nicht mehr. Ich erinnere mich nur, dass ich eines Tages während der Karwoche auf das ach so bekannte, aber an jenem Tag für mich ganz neue und allein an mich gerichtete Wort stiess: „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Meine bedingte Vergebung war sinnlos. Denn eben gerade deshalb, weil wir nicht wissen, welchen Schaden wir anrichten, tun wir das Böse. Und wenn wir andere tödlich verletzen, geschieht es meist ohne unser Wissen und Wollen.

Der Groll löste sich von mir, und ohne mein Wissen begann die geheimnisvolle Kraft, die von wahrer Vergebung ausgeht, ihre Wirkung zu entfalten. Eine geheime Energie, eine klärende Kraft geht von einer Person auf die andere über, wortlos und unserem schwachen Fassungsvermögen trotzend. Beide haben wir uns sehr geändert. Mein Herz hat mehr empfangen, als es je erwarten konnte.

Wunder der Ehe, dieser im Lauf der Jahre Stein um Stein errichteten Festung, die nun jeder Witterung standhält! Festlandzunge, letztes Vorwerk gegen den Ansturm des Alterns, der Einsamkeit und des Todes. Wunder der Ehe, aus der neues Leben entspringt - so manches Leben, das anderswo, ohne sie, weitergeht und sich entfaltet -, während nun das Paar seine Augen auf

das andere Ufer richtet, auf die bevorstehende, einsame Überquerung. Noch wartet der Abschied - nicht jener von Romanhelden, die keine Zeit hatten, einander zu lieben, zusammen zu leben, alles zu teilen: Schlechtes und Gutes, sondern jener von Menschen, die einander immer nahe bleiben werden, sogar über den trennenden Abgrund hinweg.

Unser Leben hängt an dem des anderen. Wir sehen uns so, wie wir sind, im Spiegel des je anderen Gewissens, nackt und erkannt, entwaffnet, akzeptiert. Und die beiden Spiegel senden einander ihr Bild zurück und schliessen sich einer über dem anderen wie die Muschel über der Perle. Die Gegenwart deckt alles zu und löscht mit ihrer heiteren Fülle die Streitereien, Schwächen, Verletzungen - als wäre nichts anderes gewesen als das leise Glück der ersten Zeiten, der Walzertakt der Jahrmärkte. - Doch nicht das Glück hat uns auf immer zusammengeschweisst: Einem Sarg sind wir gefolgt, Hand in Hand, gleichermassen schuldig, in gleicher Weise Opfer, Gebrochene, die Vergebung erfahren hatten.

„Mein Traum“, sagte eine Frau im Westschweizer Fernsehen, „ist es, einen einzigen Mann zu lieben. Aber wenn ich meine Vergangenheit betrachte, dann gibt es ihn nicht, diesen Mann von jener Dimension, die nicht zur Alltagswirklichkeit gehört. Zehn Männer ersetzen mir den Einen, Unauffindbaren.“

Der einzigartige Mann ist effektiv unauffindbar. Durch Experimente lässt er sich nicht aufspüren. Fixfertig, unanfechtbar gibt es ihn bloss in der Täuschung der Liebe, die meint, sie hätte alles auf einen Schlag gefunden. Ist aber einmal der Zauber verfliegen, zeigt der *Einzigtige* seine Unzulänglichkeiten, seine Begrenzungen und tritt ins Glied zurück. Und die Versuchung ist gross, ihn zu verlassen, um einen Besseren zu finden.

Das Einzigartige findet sich selten als Fertigprodukt. Es gibt ein Werden des Paares, das sich erst in der Dauer entfaltet. Jedes Paar hat seine Geschichte, die sehr rasch enden kann, jederzeit, nach jedem beliebigen Streit oder Missgeschick, wenn dem einen entfährt: „Du bist schuld“, wo man doch sagen wollte: „Du bist

schön“. Dann war die Liebe bloss ein Sketch, ein Clip, wie sie heute beliebt sind. Man wird ihr die Dauer geraubt, die Ewigkeitshoffnung amputiert haben.

Ein Paar kann Jahre der Konflikte, der Spannung, des Grolls durchleben, Seite an Seite, durch einen wachsenden Abgrund getrennt - und doch ist seine Geschichte nicht unbedingt aus. Die Krise bedeutet nicht das Ende. Sie kann der Ausgangspunkt eines Wachstums sein, einer Kursänderung des einen so gut wie der anderen. In der Dauer der Paarbeziehung klärt sich die Liebe, lernen wir anders zu lieben.

Lieben in der Nüchternheit jener Liebe, die das Wohl des Anderen will und die versteht, Nein zu sagen zu dem, was falsch ist, und Widerstand zu leisten. Wie sehr zürnen wir dem Mann, in dem wir langsam, aber sicher die Tyrannei genährt haben - aus Vergötterung, aus Feigheit, aus der Angst, weniger geliebt zu werden!

Von jener Liebe, die geliebt, begehrt, vorgezogen werden will, beharrlich zu jener übergehen, die trägt und erträgt; von der Liebe, die alles vom anderen will samt seiner Freiheit, zu jener Liebe, die das höchste Wohl des anderen wünscht und ihn seiner Bestimmung öffnet. Den anderen annehmen, ohne je aufzuhören, ihn anders zu sehen: wandlungsfähig, so wie er aus Gottes Sicht erhofft wird. Die Liebe geduldig reifen lassen wie eine Frucht.

Auch den Machtkampf hinter sich lassen, der hinterhältig geführt wird und in tausend Verkleidungen auftritt: als Wettstreit, Rivalität, Konfrontation in Worten oder Taten... Eines Tages verliert dieser Kampf jede Daseinsberechtigung - im Gehorsam dem einen Meister gegenüber, im Streben nach dem einen Willen.

Die Einheit des Paares gründet auf der je eigenen Einheit der beiden. In uns selbst gespalten, zersplittert, wie wir meist sind, können wir nicht wahrhaft mit einem anderen eins werden. Nur was in sich geeint ist, kann in einer grösseren Einheit aufgehen, ohne sich selbst zu verlieren.

Wie schwierig ist es, auf diese Art zu lieben, ohne auf das innere Diktat zurückzugreifen, auf jene Stimme in uns, welche Konflikte schlichtet, uns bald Recht, bald Unrecht gibt, zuweilen Recht verschafft und immer die Vergebung nahelegt! Mit welcher Freude und Überraschung entdecken wir am Ende des zurückgelegten Weges den Einzigartigen, Unauffindbaren in nächster Nähe! Die Unterschiede sind noch immer gleich gross wie zu Beginn. Doch über dem Zählen derselben Sterne hat sich eine tiefe Ähnlichkeit herausgebildet, so dass wir den Traum von Ewigkeit, das Einswerden mit dem geliebten Menschen nicht in unsern jungen Jahren mit ihrem Begehren, ihrer Glut und Unbeugsamkeit erreichen, sondern am Lebensabend, wenn wir ohne Schwüre und Phrasen schweigend unter dem Sternenhimmel beieinander sitzen, den Duft der weissen Jasminblüten tief einatmen und Clara Haskil zuhören, die ganz für uns alleine spielt, obwohl sie vor vielen Jahren gestorben ist. Eine Tonaufnahme - und schon lebt sie wieder auf, gibt Mozart uns seine Seele preis. Und wir selbst - aufgelöste Noten, Einzelmelodien, die wir sind: Werden nicht auch wir eines Tages, aufgezeichnet gleich den Sternschnuppen, in Gottes Bewusstsein vereint zu neuem Leben erweckt?

7. Auferstehung

Eines Tages hatte ich vor, ein Bild wieder zu erschaffen, das mich in Zürich in seinen Bann gezogen hatte. Es war sechs Uhr abends. Ich stand am Kopf einer Brücke über die Limmat. Es regnete. Der nasse Asphalt widerspiegelte die roten und gelben Lichter der Autos und der Strassenbahnen. Unter einer hohen Strassenlaterne glitzerte ein Baum mit Tausenden goldener Blätter. Wenn ich mich umdrehte, sah ich einen Platz, wo weitere Trams an erleuchteten Schaufenstern vorbei glitten, in denen jene teuren Schätze lagen, die zur Weihnachtszeit verschenkt werden sollten.

Zu meinen Füssen führten Stufen zum schweren, dunklen Wasser des Flusses hinab, wo zwei weisse Schwäne schwammen. Es lag ein so intensives Leben in diesen Tausenden sich überkreuzender Lichter und Spiegelungen unter dem grossen, goldenen Baum, dass ich lange unbeweglich im Regen stehen blieb, um mir jede Einzelheit einzuprägen. Etwas von alledem hätte ich einige Wochen danach malen wollen.

Ich begann mit dem Schönsten – eben vergass ich es zu erwähnen: die Nacht, die sich auf die Stadt senkte, den Übergang vom Dunkelblau zum Blauschwarz - wie ein geheimnisvoller Hintergrund zum emsigen Treiben der Menschen. Darauf folgte die Strasse, die an den Geschäften vorbeiführte, danach die drei Brückenbogen und das dunkle Wasser. Ich muss sagen, ich war sehr niedergeschlagen. Abgesehen vom Blau der Nacht wirkten meine Farben aschfahl, und ich wusste nicht wie weiter.

Wie sollte ich bloss die Schaufenster darüber malen, die Trams und den grossen Baum unter der Strassenlampe? Ich war ratlos, blockiert. An das, was dann geschah, erinnere ich mich nicht mehr genau. Warum malte ich an Stelle der Schwäne Blut ins schwarze Wasser - das Blut meines Sohnes? Auch auf die Strasse gab ich es, die zu einem blossen hellen Streifen wurde – so zu sagen Blutspuren im Schnee. Welche Gedankenverbindung führte mich nun dazu, an jenes andere Blut zu denken, das die Kraft

hatte, alles rein zu waschen? Jedenfalls malte ich mit Türkisblau auf den schwarzblauen Himmel die schmerzverzerrten Körper der zwei Schächer. Der Kontrast der beiden Blautöne hob ihr Bild von der Nacht ab. Wie aber konnte ich Christus malen? Dazu fühlte ich mich weder stark noch würdig genug. Und überhaupt: War er denn nicht ausreichend dargestellt in seiner Abwesenheit, in der Blutspur am Fusse des unsichtbaren Kreuzes? Konnte es sich denn nicht einfach um eine Kreuzabnahme handeln, bei der Christus und das Kreuz schon nicht mehr da waren?

Nein, es war trotzdem besser, das leere Kreuz zu malen. Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen. So, wie man sich bekreuzigt, skizzierte ich ein absolut rechtwinkliges, tadelloses Holzkreuz. Davon inspiriert, griff ich zum Zinnoberrot und malte in einer einzigen Bewegung, wie einen einzigen Bluterguss, vom auf die Schulter gesenkten Haupt bis zu den blutriefenden Füßen, Christus am Kreuz. All dies ereignete sich ausserhalb meines persönlichen Wollens und Könnens.

Etwas später sagten mir zwei Freundinnen ganz unabhängig voneinander: „Was du da gemalt hast, ist nicht eine Kreuzigung; es ist eine Auferstehung.“ Noch heute begreife ich nicht, wie mir dies gesagt werden konnte – sogar zweimal. In meiner Kreuzigungsszene sehe ich nichts, was daran anklingen könnte, ausser dass die Auferstehung in mir selbst lebendig war.

Als unser Sohn gestorben war, wurde ich von schrecklichen Zweifeln geplagt. Was geschieht mit jenen, die sich das Leben genommen haben, selbst wenn ihre Krankheit sie dazu zwang? Gibt es für sie ein Leben nach dem Tod? Ich wusste nicht mehr, was ich glauben durfte.

Und dann kam, beinahe einen Monat danach, jener Brief aus Amerika. Ich erhielt ihn in Caux, während einer Sommerkonferenz. Lang zuvor hatte ich mich für eine Woche eingeschrieben und wollte daran nichts ändern. Als ich mit meinem Leid dort ankam, wähnte ich mich selbst im Zentrum des Schmerzes der Welt. Aber nach einigen Tagen begriff ich, dass ich nur eine

weitere Träne im Ozean des menschlichen Leidens war. Ausser mir gab es unzählige andere, die ihren Mann oder ihre Frau, ihr Land, ihr Haus, allen Grund zur Hoffnung verloren hatten.

In jenem Moment traf der Brief ein. Aus dem Herzen der USA berichtete unser Schwiegersohn in ganz einfachen Worten, was er erlebt hatte: Es war Abend; er lag im Bett und wartete auf seine Frau, die gerade die Kleinen zu Bett brachte. Und da sieht er meinen Sohn, der auf einem klar erkennbaren Pfad vorwärts geht. Er ist zum Anfassen echt; gleichzeitig scheint es, als könne man durch ihn hindurchsehen.

Ein inneres Zwiegespräch entspinnt sich, während mein Sohn immer näher kommt:

- Wie geht es dir?

- Es geht mir gut; ich bin jetzt auf dem rechten Weg, ich gehe in die gute Richtung.

Er sah tatsächlich gut aus und ging entschlossen voran - er, der immer so Unschlüssige.

- Wir haben täglich für dich gebetet.

- Das hat mir geholfen; fahrt fort!

- Bete auch für uns!

- Das werde ich tun.

Und da er am Verschwinden war, fragte mein Schwiegersohn rasch:

- Darf ich Catherine davon erzählen?

- Ja, ihr und auch meinen Eltern.

Und alles verblasste.

Wie meiner Freude Ausdruck geben? Ich erlebte den Ostermorgen. Ich hätte laufen, hüpfen, die grosse Nachricht hinaus-schreien mögen. Mein Sohn lebte. Für ihn gab es keine Distanzen mehr. Er entfaltete sich im unbegrenztem Raum Gottes; er führte sein Leben weiter - jenseits der Welt unserer Sinne.

Für die meisten unserer Zeitgenossen endet das Leben hier auf Erden. Warum? So weit man zurückblickt, glaubten alle früheren

Zivilisationen an die Wirklichkeit eines anderen Lebens. Und oft blieben einzig jene Schätze erhalten, die sie zur Begleitung der Toten über deren Leben hinaus in Pyramiden, Grüften, Gräbern oder Totenschiffen niederlegten. Wir sind wahrlich die ersten, die an nichts mehr glauben und die Asche unserer Toten im Wind des Nichts verstreuen.

Wir verurteilen unsere geliebten Toten zur Ohnmacht, indem wir hartnäckig behaupten, es gebe sie nicht mehr. Es liegt nicht so sehr daran, dass die Toten uns verlassen, sondern viel mehr daran, dass wir uns von ihnen lossagen, indem wir ein für allemal beschliessen, sie seien ausser Reichweite. Könnte es nicht sein, dass wir sie mit unserem Unglauben auf Distanz halten? Angenommen, wir sprächen noch mit ihnen, wie wir es immer taten, bezögen sie weiter in alles ein, was uns geschieht, dann, wer weiss?, würden sie uns vielleicht antworten, würden wir einmal ein Zeichen erhaschen - eine jener unverhofften Gnaden, die, kaum aufgetaucht, schon entflohen, das Herz von unbändiger Freude überfliessen lassen.

Es geht nicht darum, jene zu vergöttern, die wir verloren haben - auch nicht ihre Gegenwart mit Hilfe okkultur Mittel zu suchen, sondern uns zu bemühen, sie auf dem Weg des Gebets zu erreichen, dort wo sie sind. Gottes Geist selbst kann uns nach seinem Belieben, zu seiner Zeit und gemäss seinen Plänen jene Lebenszeichen gewähren, nach denen unser Wesen sich sehnt und die denen entgegenkommen, die glauben - nicht jenen, die Beweise möchten.

Ich entsinne mich, wie ich mich erstmals nach dem Tod unseres Sohnes wieder zum Malen anschickte. Es war eine ausgelagte Landschaft aus Wolken und Wasser. Das einzig Nennenswerte war eine weissliche Explosion in einer Ecke der Leinwand. Ich weinte und jammerte:

- „Wenn ich denke, dass du niemals mehr siehst, was ich tue.“
- „Aber doch!“, hörte ich darauf deutlich, in tadelndem Ton,

ungeduldig, gereizt durch das Ausmass meiner Dummheit, den unnachahmlichen Klang seiner Stimme, als wäre er da und schaute mir über die Schulter.

Zeichen gelten nur für jene, die sie empfangen. Ihre Botschaft ist flüchtig, scheinbar belanglos, nicht vermittelbar, aber im Augenblick so überzeugend, dass sie tiefste Bedrängnis in Jubel verwandeln können. Wenn die Tausende, ja Millionen Menschen, die sie im Laufe der Zeiten erhalten haben, sie bezeugen könnten und wollten, wäre die Finsternis des Todes weniger undurchdringlich. Durch ihre Ritzen würden wir ein anderes Universum erspüren, wo das Leben weitergeht.

Einige Monate nach dem Tod meines Sohnes schrieb ich ein Erlebnis nieder, das mein Herz freudig gestimmt hatte. Sein Titel: *Die Schere*.

Ich habe meine grosse Küchenschere verloren. Sie war stahlgrau mit einem so kräftig roten Griff, dass man sie gleich erblickte, wenn man die Schublade zog. Wo kann sie nur hingekommen sein? Ich suche sie hier und dort, ohne grosse Ausdauer. Etwas sagt mir, dass ich sie wieder finden werde.

Eigenartig! Wie könnte auch eine so grosse Schere verschwinden? Habe ich sie etwa in den Kebricht geworfen, zusammen mit den Karotten- und Lauchabfällen? Oder vielleicht mit den Überbleibseln meiner Balkonpflanzen? Meine Aufräumfrau scheint genau das zu vermuten: „Kürzlich habe ich hinter dem Abfallsack ein Messer aufgelesen, ein andermal einen Löffel.“ Ich lasse sie reden und suche weiter.

Wo kann sie bloss sein? Alles Mögliche schiesst mir durch den Kopf. Sogleich gehe ich zum Balkon. Ich muss sie neben einer Blumenkiste liegen lassen haben, als ich die Rosenstöcke zudeckte. Ich steige in den Keller hinunter. Vergeblich mustere ich die erdigen Dahlienknollen. Die Tage vergehen. Absurd! Wie hätte ich denn eine so grosse Schere fortwerfen können?

Anfänglich glaubte ich daran, dass ich sie wieder finden würde. Ich war mir dessen sogar sicher - auf Grund jener Stimme, die mich innerlich begleitet. Aber es sind Wochen vergangen. Alles habe ich durchsucht. Hoffnungslos! Ich habe sie endgültig verloren.

Sie fehlt mir unglaublich. Ich muss ständig an sie denken. Mein Sohn hatte sie mir geschenkt. Ich jammere: „Mein Gott, wenn ich sie nur wieder fände, meine liebe Schere, die rote Schere meines Kindes; ich weiss schon, sie ist verloren, in der Müllabfuhr gelandet; aber wenn ich sie trotzdem unmöglicherweise wieder fände, ja, dann könnte ich an die Auferstehung glauben - o verzeih, mein Gott, ich wollte nicht so etwas sagen! Ich bitte dich um nichts. Du hast es mir schon so oft gesagt. Ich glaube - und das genügt.“

Und da betrat ich - ich weiss nicht mehr warum - das Zimmer, dessen Tür stets verschlossen bleibt. Ich trat ein, und mein Blick wurde wie magnetisch von einem Regalbrett angezogen. Dort sah ich sie liegen, schön flach, die Schere in Grau und Rot, brav vor seine Bücher hingelegt, die alt Vertraute! Die ganze Zeit war sie da gewesen, einfach hinter einer Tür, hatte gewartet auf mich, während ich sie überall suchte.

Ich nehme sie, laufe von einem Ende des Korridors zum anderen, erregt von einer unerhörten Freude, und lege sie in die Schublade zurück. Ich weine vor Wonne, o mein auferstandener Sohn!

Der Auferstehungsglaube bringt die Trauer nicht zum Verschwinden; diese hat ihre eigene Dauer. Erst nach sieben oder acht Jahren war ich wieder fähig, Musik zu hören. Da verstand ich, dass meine Wunden zu vernarben begannen. Was sich hingegen durch den Glauben in uns verändert, ist unser Verhältnis zur Zeit. Wir werden vom quälenden Zwang der Vergangenheit befreit und von der Zukunft angehaucht. Gott setzt die Verstorbenen als Köder ein, um uns an sich zu ziehen. Tastend gehen wir vorwärts, mit ausgestreckten Armen, befühlen das Unberührbare, schieben die Begrenzungen unseres Geistes und unserer Sinne weiter von uns weg. Mit den Jahren fallen die Trennwände: so und so viele Dinge, die wir nicht verstanden haben. Wir kommen und gehen, entfalten uns, ohne uns zu verirren, im Innern einer Liebe, die grösser ist als die unsere. Wir nehmen das riesige Heer, die Myriaden von Zeugen wahr, die unser Kind umhüllen, und wenden uns beruhigt wieder unserer Aufgabe zu.

Die Rollen sind vertauscht. Unser Kind geht uns voran. Nun weiss es mehr als wir. Der von uns das Lesen lernte, ist unser

Lehrer geworden. Er, den wir zur Welt brachten, lehrt uns geduldig das Geborenwerden.

8. Mit einer Lampe in der Hand

Für Frauen hatte ich nicht immer viel übrig. Anfänglich bedauerte ich, eine von ihnen zu sein. Meinen Brüdern neidete ich die Freiheit, mit der sie beliebig kamen und gingen, während ich hinter den unzeitgemässen Gitterstäben zu ersticken drohte, die eine eifersüchtige Vaterliebe rings um mich aufrichtete.

Auf der Universität verblüffte ich meine Kommilitonen, indem ich bei Erscheinen der *Jungen Mädchen* von Montherlant mit dem Frauenfeind paktierte und die Rüpeleien dieses von mir geliebten Schriftstellers verteidigte. In der Tat gab ich mich als Mann. Ich stand meinen Kollegen in nichts nach und fand ihre abstrakten Diskussionen interessanter als die Frauengespräche, die oft um Personen kreisten. Als Ehefrau, mit Kindern im Schlepptau, spitzte ich weiterhin die Ohren, um den Reden der Männer zu folgen.

Und doch: Lasse ich mein Leben Revue passieren, dann sind es Frauen, die immer wieder, Schutzengeln gleich, an den schicksalhaften Wegkreuzungen stehen. Ohne einander zu kennen, haben sie sich laufend abgelöst, um mich dahin zu führen, wo ich hingehörte. Mit ihrem langen Haar haben sie meine Tränen getrocknet, haben für mich gebetet, wenn ich am Versinken war. Sie haben mir Humor beigebracht, das Lachen, die Musik, die phrasenlose Liebe des Alltags. Sie haben mich von der Bitterkeit rein gewaschen und mich dem Leben in Gott geöffnet.

Ob Musikerinnen, Krankenschwestern, Lehrerinnen, Ärztinnen, Buchhändlerinnen - ob mit oder ohne Beruf: Sie waren die Liebe. Viele unter ihnen sind dahingegangen. Die meisten sind nicht mehr da, um meinen Dank entgegen zu nehmen.

Seltsam: Es war weder die Heirat noch die Mutterschaft, die mich zu meiner vollen Weiblichkeit finden liessen, und auch keine meiner Herzensfreundinnen. Indem ich mich bemühte, selbst anders zu werden, um an der Welt etwas zu verändern, indem ich versuchte, das Geheimnis des inneren Diktats weiterzugeben,

gelangte ich ganz natürlich in Verbindung mit Frauen, sei es in der Schweiz oder im Ausland, die dieses selbe Ziel verfolgten.

Diese Frauen hätte ich mir nicht ohne weiteres ausgesucht. Die meisten waren weder Künstlerinnen noch Intellektuelle, doch waren sie mir weit voraus auf dem Weg, wo ich die ersten Schritte tat. Sie besaßen den reichen Erfahrungsschatz eines Lebens mit Gott, von Selbstüberwindung, von Versöhnung, die weit über die eigene Familie hinaus wirkte. Besser als ich verstanden sie es, das komplizierte Räderwerk des Herzens zu zerlegen, und übten sich allseits in Ehrlichkeit. Neben ihnen nahm ich mich aus wie eine Neubekehrte, die in einen Orden eintritt: Ich verbrannte alles, was ich verehrt hatte. Ich brauchte mein Dasein nicht länger durch Schreiben oder eine Karriere zu rechtfertigen, sondern sollte die Welt erneuern – soweit es mir gegeben war.

Ich wurde gebeten, Vorträge über Frauen zu halten – ich, die doch immer auf Distanz zu ihnen gegangen war! Es waren die Sechzigerjahre. Ich analysierte die Schriften von Simone de Beauvoir, Betty Friedan, Evelyne Sullerot und erlaubte mir, eine von ihnen zu zitieren, um über *Die Frau und das Schicksal der Welt* zu sprechen: „Die Männer, die wir als gross bezeichnen“, sagt Simone de Beauvoir, „sind jene, die sich irgendwie das Gewicht der Welt auf die Schultern geladen haben. Diese riesige Bürde haben sie auf sich genommen. Noch nie hat es eine Frau über sich gebracht, das Weltall als ihr Eigentum zu betrachten, sich für dessen Fehler verantwortlich zu fühlen und sich seiner Fortschritte zu rühmen.“

Obwohl ich mir ihre Herausforderung zu eigen machte, distanzierte ich mich von den damaligen Feministinnen, welche die Mutterschaft als wesentliches Hindernis für die weibliche Selbstverwirklichung ansahen. Simone de Beauvoir stützte sich auf die sowjetische Revolution, um sich eine Welt auszudenken, wo Männer und Frauen absolut gleiche Rechte genossen und wo die Sorge für die Kinder der Allgemeinheit übertragen wäre. Den Zwängen der Fortpflanzung enthoben, könnte die Frau eine wirt-

schaftliche Rolle übernehmen, die ihr die volle Entfaltung ihrer Persönlichkeit sichern würde. Evelyne Sullerot ihrerseits schlug vor, die Hausarbeiten weitmöglichst zu kollektivieren. Sie forderte „einen Vorstoss zur Planung auf nationaler Ebene, der sich der Augiasställe annähme, die mühsam, altertümlich durch eine Armee von Gehilfinnen gesäubert werden, von denen jede in ihrer persönlichen Spülkammer steckt“.

Meine damaligen Ansichten waren klar und haben sich kaum geändert. Noch heute denke ich, die grundlegende Wahl für die Frau liege nicht zwischen verschiedenen Arten der Betätigung - zum Beispiel Haus- oder Berufsarbeit (die einander im Laufe des Lebens befruchten können) -, sondern auf der Ebene des Seins, in den Beweggründen, die uns innewohnen: unser Machtstreben oder der uneigennützig Einsatz im Dienst an einem schöpferischen Projekt. Die grundlegende Wahl liegt darin, entweder unser eigenes Image mit allen Mitteln aufzupolieren oder aber ein Ziel zu verfolgen, das uns übersteigt.

Meinen Weg erkannte ich klar. Ich folgte ihm nicht mühelos. Mein Bestreben und oft auch mein Schmerz bestanden darin, meinen Gedanken gemäss zu leben. Ich verpflichtete mich nicht etwa, aufs Schreiben zu verzichten - obschon ich zwanzig Jahre lang nicht mehr schrieb -, sondern Tag für Tag das zu befolgen, was mir die Liebe und die Verantwortung zu gebieten schienen.

Gott will nicht für alle dasselbe. Die menschlichen Schicksale sind vielfältig und die zu treffenden persönlichen Entscheidungen unendlich verschieden, je nach Fähigkeiten und Umständen. Unterschiedslos bleibt aber jedem Einzelnen die Möglichkeit, sich auf einen göttlichen Handlauf zu stützen - oder sich dieser Orientierung zu verweigern.

In der Praxis der Stille habe ich jenes „Zimmer für mich allein“ gefunden, das Virginia Woolf forderte - jenen geheimen Ort, der sich den Blicken und dem äusseren Druck entzieht und wo man, bestrahlt vom Absoluten, wirklich so sein kann, wie man ist. In diesem Licht sah ich mich, wie ich war, und gleichzeitig so,

wie ich dank steter Änderung zu werden bestimmt war. Mehr als irgendwelche äussere Tätigkeit half mir die morgendliche Zeit der Stille, meine Unabhängigkeit zu erlangen. Nach und nach entledigte ich mich dort meiner Ketten, die ich selbst oder andere mir angelegt hatten. Ich begann den Überzeugungen nachzuleben, die ich in dem „inneren Zimmer“ ausgearbeitet hatte, statt den Automatismen meines Charakters oder den Ansichten meiner Angehörigen Genüge zu tun.

Für mich ist Identität nicht länger an ein Geschlecht gebunden - an den Grad von Weiblichkeit oder Männlichkeit, die jeder und jede in sich trägt. Sie ist auch nicht abhängig von einer Aufwertung durch den Beruf oder die gesellschaftliche Stellung, wie so viele Frauen sie erstreben, um zu fühlen, dass sie existieren.

Identität ist die Übereinstimmung mit einem Vorbild, das uns prägt. Ein menschliches Wesen werden heisst das göttliche Bild entwickeln, das jeder und jede in sich birgt – so, wie eine Fotografie entsteht, indem das Negativ dem Licht ausgesetzt wird.

In einer Zeitspanne von dreissig Jahren habe ich den jähren Aufbruch der Frauen erlebt: Es war, als entschlüpfen sie einem riesigen Brutkasten. Ein fesselndes Schauspiel! Heute haben Frauen Zugang zu allen Möglichkeiten, die sich dem Menschen bieten: Frau und Mutter - immer noch und weiterhin, aber auch Journalistin, Ärztin, Advokatin, Pilotin, Managerin, Mechanikerin, Sportlerin, Verwalterin, Staatsoberhaupt. In jedem dieser zu Anfang des letzten Jahrhunderts noch unzugänglichen Berufe tun sie sich hervor und bahnen so allen übrigen den Weg. Als Pionierinnen, die sich in die Randzonen der Wissenschaft, der Politik oder der Verwaltung begeben, dringen sie immer weiter in die Entscheidungszentren vor.

Doch auf meine Bewunderung fällt ein Schatten der Sorge, wenn ich sehe, wie gleichzeitig unsere westliche Gesellschaft weiter ihrer Auflösung entgegengeht. Einsamkeit erfasst Einzelne wie Völker. Da sind wir nun - nicht mehr miteinander verbunden, sondern im Nebeneinander, gleich Sandkörnern in der Dürre der

Städte. In New York wie in Paris wohnt jede zweite Person allein. Im übrigen Frankreich wie auch in der Schweiz besteht jeder dritte Haushalt nur noch aus einer Person. Einsamkeit überall: Jugendliche, Unverheiratete, Geschiedene, Alleinerziehende mit Einzelkindern, Konkubinatspartner zwischen zwei Beziehungen.

Ausserordentliche Frauen, versehen mit ausreichender Begabung, Gesundheit, finanziellen Möglichkeiten, um alles aufs Mal tun zu können, haben die Illusion geschaffen, man brauche nicht zu wählen, alles sei gleichzeitig möglich - auf höchster Ebene und ohne irgendwelchen Verzicht. Ungewollt haben sie dazu beigetragen, den Hauptharst in die Irre zu führen.

Heute scheinen nur wenige Frauen mit ihrem Los zufrieden. Nervöse Spannung, Überarbeitung, der Griff nach Medikamenten oder Alkohol nehmen zu. Frauen, die ausschliesslich zu Hause tätig sind, fühlen sich abgewertet gegenüber denen, die einer Arbeit ausser Haus nachgehen. Jene, die sich ganz ihrem Beruf widmen, vermissen die Wärme des Familienlebens. Und wer tagtäglich versucht, Mutterschaft und Beruf unter einen Hut zu bringen, hat das ständige Gefühl, sich weder der Karriere noch der Kindererziehung ausreichend widmen zu können.

Vor mir liegen drei Umfragen aus dem Jahr 1987, durchgeführt vom französischen *Nouvel Observateur*, dem amerikanischen *Time Magazine* und der *TV Suisse romande*: Alle drei spielen auf die chronische Einsamkeit und Unzufriedenheit von Frauen an.

Der *TV Suisse romande* zufolge lebt gut ein Viertel aller Frauen zwischen 30 und 50 - jugendlich, begabt, bezaubernd – allein. Sie erleben Zeiten der Leere, der Depression, in denen sie Kontaktinserate lesen, um den Gefährten für eine Nacht zu finden: „So gehts schneller, die Männer wollen es - und ich auch.“ Eine andere: „Man hat doch einen Körper, da ist alles drin; ich habe das Bedürfnis, ihn zum Leben zu bringen; ihn zutiefst zu teilen - was nicht geht. So begnüge ich mich, ihn oberflächlich zu teilen. Zweifellos verlange ich zu viel: akzeptiert zu werden samt meiner Verweigerung, meinen Ängsten, meinem Lebensschmerz.“

Die Frauen im *Nouvel Observateur* meinen: „Wir sind wieder allein, weil die Anforderungen der Ehe enorm gross geworden sind: Gefragt wäre die Liebe der Sechzigerjahre, dazu die Sexualität der Siebziger- plus die Selbstverwirklichung der Achtzigerjahre.“ Oder auch: „Frauen sind auf Verschmelzung aus. Leider mussten wir lernen, Zuneigung und Sex voneinander zu trennen. Und das schaffen Männer viel besser als wir.“

Was die Amerikanerinnen vom *Time Magazine* betrifft, haben sie „die Nase voll“. Trotz einer gewissen Aufteilung der Pflichten fühlen sie sich in der Ehe weiterhin ausgebeutet. Da die alte Arbeitsteilung nicht mehr bestehe, sei der Ehemann, früher eine Stütze, nun belastend geworden. Die Männer verstünden weder zuzuhören, noch ihre Gefühle auszudrücken

Und der Artikel schliesst: „Die Frauen wanken unter der Last, alles sein zu wollen - allen und allem gegenüber. Nun möchten sie, dass die Männer es ebenso halten. Doch angenommen dies klappe, es gelinge Männern wie Frauen, alle Rollen zu spielen: Werden sie einander dann noch benötigen?“

Diese Frauen gehören vielleicht der Opfergeneration jener an, welche den feministischen Parolen der Sechzigerjahre folgten und sich dabei in die Sackgasse des Männlichkeitsmodells stürzten. In ihrem brennenden Verlangen, sich von den alten Zwängen zu befreien, machten sie sich die Sprechweise, das Liebesverhalten, den Handlungs- und Denkstil der Männer zu eigen. Sie liessen sich in jene vorfabrizierten Formen giessen, die eine materialistische, auf Wettbewerb, Rendite und Rationalität gegründete Gesellschaft ihnen anbot, und erfuhren eine neue Entfremdung.

Der Weg zur Wahrheit führt oft über den Irrtum. Im Laufe der vergangenen dreissig Jahre hat sich der Feminismus bedeutend entwickelt. Die Nachahmung des Mannes hat einer vertieften Identitätssuche Platz gemacht. Wir beginnen unser Verschiedensein zu lieben und in Ehren zu halten. Die Mutterschaft gehört erneut zu unserer Erfüllung.

Wir sind im Werden in einer Welt, die ständig neu erschaffen wird. Wir haben uns weitgehend von der atavistischen Eva befreit - der Klettenfrau, die nur leben und gedeihen konnte, wenn sie sich um eine familiäre oder männliche Stütze schlang.

Doch wir wollen nicht länger Geschöpfe sein, die gegen den Mann austauschbar sind. Uns bleibt die Aufgabe, das Paar neu zu erfinden, die dauerhafte Mann-Frau-Beziehung, die auf der Einheit der Liebe und einem gemeinsamen Ziel beruht. - Wer hätte sich zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts den ausserordentlichen Aufschwung vorstellen können, der den Frauen in drei oder vier Generationen gelingen würde? Auch heute kann niemand unsere Weiterentwicklung und ihren Einfluss auf den Lauf der Welt voraussehen. Aber durch unser Handeln können wir diesem unbekanntem Werden eine Richtung geben.

Wir haben Leben und Tod der westlichen Welt in der Hand. Wir sind es, die ihre Lebenskraft und ihr Verjüngungsvermögen steuern - indem wir entscheiden, wie viele Kinder wir zur Welt bringen wollen.

Wir haben es in der Hand, die Gesellschaft, in der wir leben, je länger desto mehr zu kollektivieren, ohne die politische Verantwortung dafür zu übernehmen: indem wir die Aufgabe, unsere Kinder zu hüten, zu ernähren und zu erziehen, immer mehr an den Staat und seine Institutionen delegieren.

Wir haben es in der Hand, das Gesellschaftssystem zu zersetzen, indem wir nicht länger das komplexe Netz des menschlichen Austausches instand halten, das gleich den Kapillar- und Blutgefäßen die Lebenskräfte im ganzen Organismus kreisen läßt.

Wir haben aber auch die wunderbare Möglichkeit, unsere Welt wieder aufblühen zu lassen, sie neu zu beleben, wo immer wir sind - zu Hause wie auf den Feldern, in der Fabrik wie in Parlamenten oder Ministerien. Anstatt den Mann im Rennen um die Macht, das Geld, die Rendite zu überrunden, können wir ihn in eine andere Richtung mitreißen, indem wir die Werte unserer

Zeit umkehren, auf die Bedeutung der unscheinbaren Dinge hinweisen, auf die Wirklichkeit dessen, was sich nicht sehen lässt: den Vorrang des Seins über das Haben, die Macht des Geistes.

Die Aufgabe ist unermesslich. Sie scheint ausser Reichweite. Doch schon kämpfen Frauen, die ihrem Gewissen gehorchen, da und dort rund um die Welt dafür, unsern Planeten in Richtung jener Werte zu lenken, die für sein Überleben notwendig sind. Schritt für Schritt gehen sie vorwärts, zwingen die Schatten zum Rückzug, mit einer Lampe in der Hand.

9. Wesen aus Fleisch und Blut

In manchen Ländern ist die Gastfreundschaft so ausgeprägt, dass man keine Türschwelle überschreiten kann, ohne dass das berühmte Tablett mit der kandierten Bitterorangenroulade, dem Kaffee und dem Glas Wasser auftaucht. Was nützt alles Be-teuern, man hätte weder Hunger noch Durst, Süßigkeiten seien einem untersagt? Man muss es über sich ergehen lassen - und umgehend seinen eigenen Speiseschrank mit diesen für das ge-sellschaftliche Leben notwendigen Zutaten bestücken.

Hie und da befrage ich, des Kochens überdrüssig, in Gedan-ken meine Verwandten und Bekannten: „Könnten wir uns ei-gentlich nicht auch treffen, ohne zu essen?“ Doch die Worte wollen mir nicht über die Lippen. Zu sehr spüre ich selber die Kälte, die uns befällt, wenn wir zwei Stunden in einem Zuhause verbringen müssen, wo nichts aufgetischt oder doch wenigstens angeboten wird.

Ist denn Essen so wichtig? Warum machen wir soviel Auf-hebens, um uns zu ernähren? Können wir nicht zu unserem lästigen Begleiter auf Distanz gehen, einander ohne ihn begegnen, in aller Ruhe, auf reiner Gefühlsebene?

Nein. Keineswegs können wir uns dieses Paketes von Kno-chen und Nerven, Muskeln und Blutgefässen entledigen, das wir überallhin mitnehmen. Unser Körper verlangt sein Teil Liebe und Zuwendung. Wir können ihn nicht im Auto parkieren oder wie einen grossen Hund hinter der Tür anbinden. Ohne ihn bleiben unsere Liebesbeteuerungen abstrakt. Brot und Salz, der freund-schaftliche Umtrunk: Seit Urzeiten erinnern sie uns an unser Schicksal als Fleisch gewordene Wesen. Heute haben wir das Herdfeuer durch den Kühlschrank ersetzt. Leider versammelt er die Menschen nicht um sich, wie ein guter Tisch es tut. Nach-einander treten wir vor seine geschlossene Tür.

In den Evangelien wird viel gegessen. Von gewisser Seite wurde Jesus sogar vorgeworfen, er faste nicht wie Johannes der

Täufer. Und es stimmt: Er lehnt keine Einladung ab, setzt sich etwas wahllos mit Gerechten wie mit Sündern zu Tisch. So kann er am besten wirken.

Und wie er nach der Kreuzigung vom anderen Ufer des Lebens zurückkehrt, um seinen Jüngern zu begegnen, bringt er keine Berichte von jenseits des Grabes mit. Seine Sprache könnte nicht alltäglicher sein: „Kinder, habt ihr nichts zu essen?“ Indem er isst, gibt er sich zu erkennen. Essen wird zum Markenzeichen, zum Losungswort der Auferstehung. Und bei der letzten Begegnung mit den Jüngern ist er es, der ihnen - und mit welcher Innigkeit! - am Strand ein Holzfeuer entfacht und den Fisch brät für diese erschöpften Männer, welche die ganze Nacht lang ihre Netze ausgeworfen haben. „Kommt, esst!“ sagt er. Da wissen sie: Er ist es.

Kein Fest, kein Geburtstag, an dem nicht das Wiedersehen auf der soliden Grundlage einer guten Mahlzeit besiegelt wird. Essen ist wie Singen: gleichzeitig, zu mehreren etwas tun, das Freude schenkt. Unter verschiedenen Himmelsstrichen, in der Schweiz wie in Griechenland, finden sich dieselben Gesten geselligen Beisammenseins, dieselbe Eintracht der Gabeln, die hier in die dampfende Käsefondue eintauchen, dort in die kalten Plättchen mit Tomaten, Weisskäse und Oliven, die in Reih und Glied auf dem Tisch stehen.

Die Küche ist die Hochburg der verkörperten Liebe. Eingemachtes und Eingeständnisse: Die Mutter ist da, geschäftig, aufmerksam, als ob nichts wäre. Das Herz des Kindes weitet sich, überquillt in der Wärme und den Düften. In der Rückschau verklären die Lieblingsgerichte – unwiederbringlich auch sie - unsere Erinnerungen an die Mutter. Niemals, ach niemals wieder jene unvergleichlichen Artischockenherzen, umkränzt von ihrem braven Halsband aus weissen Zwiebelchen, die wie Perlen in ihrem seligen Glück schwammen! Oder jene „kandierten“ Tomaten, die auf ihrem Reissockel thronten, schimmernd, glasiert, bei kleinster Hitze in Butter und Zucker geschmort ... Und die Schokola-

dencreme, mit sechs Eiern gebunden! Sie rief mich, ich rannte herbei, um die köstlichen Überreste von Wand und Boden des Kochtopfes zu schaben.

Aber hütet euch, Söhne, vor eurer Frau die Gerichte eurer Mutter wachzurufen! Erhebt sie nicht zu Idealen, weil ihr die mütterliche Liebe zurücksehnt! Kein einziges Mal konnte meine Mutter gebratene Fleischkügelchen auf den Tisch stellen oder die zur weissen Pyramide aufgeschichteten Mandelmakronen hereintragen, ohne dass mein Vater die ehemals von mütterlichen Händen lange und zärtlich geknetete Hackfleischmischung pries oder aber betonte, dass zur innigen Vermengung von Zucker und Mandelöl unbedingt ein Mörser erforderlich sei.

Die Träume meiner Mutter an ihrem Lebensende! Manchmal wurde an der Tür geläutet. Sie öffnete: Es war mein Vater, mit Koffern beladen. - Meist ging es freilich um Mahlzeiten, Einladungen für längst entschwundene Onkel, Tanten und Freunde. Sie hatte alles sorgfältigst vorbereitet. Welcher Duft entströmte der Küche! Sie lief hin, beugte sich über den Backofen: nichts als Asche, ein verkohlter Braten - ihr Leben, in Rauch aufgegangen.

Ja, so viel Mühe und Arbeit: Einkäufe, Treten an Ort, Hetze, Geschäftigkeit und Geduld, Zusammenzählen und Ausrechnen, Lastenschleppen, Einkaufstaschen, Plackereien, um dem Leben seine Nahrung zuzuschaukeln - wie ein Heizer, der seine gefräsige Lokomotive unablässig mit Kohle speist.

Und die Mahlzeiten, kaum auf den Tisch gestellt und - hast du nicht gesehen - alsbald verdrückt! Verschwunden auch jene unsern Mühen geweihten Hügel: die Haufen von Abgeschnittenem, Abgeschältem, Abgeschabtem und -geschnipseltem, das aneinander gereiht dreimal um die Erde reichen würde; jene Berge von Nahrung, die eine einzige Familie sich im Laufe ihres Lebens einverleibt; die Himalayas von Abfällen: Knochen, Fischgräte, Häute, Gerippe, Sehnen, Schachteln, Konservenbüchsen - die wir als peinliche Spuren unserer Tierhaftigkeit schnellstens verschwinden lassen.

Ja, Tag für Tag, wie Sisyphus, dieselben Gesten, um den Fortbestand des Lebens zu sichern, das enteilt, sich endlos im Fluss befindet, vom milchzarten Körper des Neugeborenen bis zum schlaffen Leib des Greises; des Lebens, das sich vorwagt, sich zurückzieht, erlischt, um einen erneuten Anlauf zu nehmen wie der Wellenschaum auf dem Sand. Das Einzige, was nicht zu Grunde geht, uns sogar vorausgeht in ein geheimnisvolles Anderswo, ist die Liebe der Mütter, verkörpert in der täglichen Nahrung - jene selbe Liebe, die den Fisch auf dem steinigen Ufer brät und sich selbst zur Speise gibt - von Jahrhundert zu Jahrhundert bis ans Ende der Zeiten.

10. Der unsichtbare Dritte

Ich weiss nicht, ob es in der Welt der darstellenden Künste eine getreuerere oder auch erschreckendere Darstellung der verschmelzenden Liebe gibt als jene, die der Maler Edvard Munch in seinem berühmten *Kuss* davon gibt. Hier sind wir weit entfernt von Rodins gleichnamiger Skulptur und von jenen unzähligen nackten, eng umschlungenen Leibern von Nymphen, Faunen, Badenden, an welche die Bildhauerei und die Malerei uns gewöhnt haben. Munchs Liebende sind von Kopf bis Fuss dunkel gekleidet. Als helle Flecke stechen nur die vier Hände hervor: die beiden, welche die Taille der Geliebten umfassen, und die zwei andern, die sich an die Schultern des Liebhabers klammern. Da ist nur ein Gesicht - ein einziges auf vier Hände: jenes des Mannes und der Frau, im Kuss verschmolzen. Ein Ohr und das schwarze Haar des Mannes lassen sich ausmachen; das Übrige ist nur eine unförmige fleischfarbige Masse - abstossend, ohne Nase, Mund, Augen.

Geläufiger ist die Darstellung der verschmelzenden Liebe in der Literatur. *Tristan und Isolde*, Paul Claudels *Ysé und Mésa*, der *Ritter und Undine* haben unsere Jugendträume verzaubert. Auf der *Carte du Tendre** sahen wir, wie sich die Liebenden an der Wegkreuzung trafen, um gemeinsam ihrem Untergang entgegen zu eilen. Die poetische Verklärung der Leidenschaft nährte in uns die köstliche Erwartung der LIEBE - in Grossbuchstaben. Baudelaire, Claudel, Giraudoux waren unsere Lehrmeister. Die Liebe stürzte sich auf ihre Opfer: „Weil er es war; weil ich es war.“ Und auf gings zum Hindernislauf, dem verzweifelten Slalom um all die Verbote herum, welche Moral, Religion, Familie und Gesetze zwischen den Liebenden aufrichteten. Von der Liebe, nicht so sehr von Männern, träumten wir auf dem Pausenplatz unserer *Schule der Frauen*, bereit, alles aufs Spiel zu setzen für jene himmlischen Freuden, jene Höllenfahrten, jene Momente der Verzweif-

* Darstellung der Liebesgeographie in der (franz.) präziösen Literatur des 17. Jh.

lung, wo das Leben mit einem Mal still steht: „Endstation! Alles aussteigen!“ und wo es kein Danach gibt, nichts, kein Leben mehr - bis ein Brief, ein Blick alles wieder in Gang setzt.

Über die Sexualität wussten wir nicht Bescheid. Die damaligen Romane waren weniger deutlich als die heutigen, das Kino noch schamhaft, die Schule, die Eltern, die Zeitungen stumm. Unserer Liebessprache war die heutige Ausdrucksweise unbekannt. Uns lag wenig daran, die Lust genau zu orten. Wir wollten mehr als das, etwas ganz anderes: die Liebe in ihrer ganzen Länge und Breite, nicht ihre körperliche Kurzfassung.

Zwischen das Verlangen und seine unmittelbare Befriedigung stellt sich heute nichts mehr. Kein Hindernis der Sitte, Religion, Herkunft oder Rasse bläst in die Glut der Leidenschaft und lässt jene verhängnisvollen Flammen auflodern, in die wir uns so brennend gerne gestürzt hätten.

Wie kurz sind doch die heutigen Liebschaften! Das Schicksal wendet sie nicht mehr auf seinem Grill. Und dank der Technik entgehen wir den Folgen unseres Tuns. Es stimmt: Jedes Jahrhundert hat seine Schattenseiten. Werden wir den gestrigen Feuersbrünsten im Namen der heutigen Kurzschlüsse nachtrauern? Wie hätten Tristan und Isolde miteinander gelebt, hätte „das Leben“, wie man sagt, sie nicht getrennt? Hätten sie sich gestritten wie alle andern? Hätten sie sich ganz einfach scheiden lassen, statt sich in die Krankheit, den Tod, den Wahnsinn oder das Schreiben zu stürzen wie jene, die versuchten, das Absolute zu erreichen, indem sie einen Körper umarmten? - Darüber schweigt die Geschichte. Sie lässt sich nicht verfolgen wie ein guter Fortsetzungsroman. Das „Auf-Nimmerwiedersehen“ der Liebenden ist es, was ihrer Liebe – allein in unserer Erinnerung - die Fortdauer sichert.

Die Liebe war nicht das vordringlichste Problem der Frauen der Nachkriegsgenerationen. Zu sehr waren sie damit beschäftigt, sich selbst zu definieren, die weiten Wissens- und Tätigkeitsgebiete zu erforschen, die sich ihnen auftaten, als dass sie

hätten daran denken können, ihre Sicht der Liebe zu erneuern.

Sie sahen, wie ihre Mütter liebten, und hatten keine Lust, es ihnen gleichzutun. Da schienen sich einerseits Hingabe, anspruchslose Beschäftigungen, ein endloses Pflichtenheft - und andererseits Handlungs- und Unternehmungsfreiheit, begeisternde Aufgaben, mehr Rechte als Pflichten gegenüber zu stehen. Wer hätte da nicht die Rollen tauschen wollen?

Die Versuchung war gross, sich den Mann zum Vorbild zu nehmen, was die Liebe und alles Übrige anbelangte. Die Frauen ahmten die Männer in all dem nach, was sie ihnen am meisten vorgeworfen hatten. Sie lernten die körperliche Lust vom Gefühl der Liebe zu trennen. Durch die Pille vom Kinderkriegen befreit, glaubten sie, sich ebenfalls flüchtigen Liebschaften, kurzfristigen Verhältnissen hingeben zu können, um den Zwängen einer nachhaltigen Verpflichtung zu entgehen. Und falls sie heirateten, taten sie es, um gemeinsame Sache zu machen - zu Gunsten des Komforts eines Lebens zu zweit, wo beide ihren Beruf und ihren Lohn einbringen und wo Kinder und Hobbys zusammengelegt werden. Im Grunde ist es nur noch eine „Schönwetterehe“. Wenn die Sache schief geht, können der eine oder die andere ihren Einsatz ohne allzu grossen Verlust zurückziehen.

Für die Frauen dieser zwei Generationen hat die Identitätssuche allem Übrigen den Rang abgelaufen. Wer bin ich, was kann ich? Obschon diese Auseinandersetzungen nur eine Minderheit ungewöhnlich begabter Frauen betrafen, haben sie doch die Entscheidungen und das Verhalten von Millionen Frauen weltweit beeinflusst.

Ich erinnere mich, wie beim Tod von Simone de Beauvoir eine junge Frau ihre Dankbarkeit dafür ausdrückte, dass die Autorin ihr Leben verändert habe. Sie selber beglückwünschte sie zu einer ersten Scheidung und zur schwierigen, aber ehrlichen Beziehung, die sie nun, inspiriert von der Schriftstellerin, mit einem Freund führte. Man spürte: das Gelingen der Liebe galt ihr weniger als die erworbene Freiheit und Klarsicht.

Wie weit gehend kann man Liebe erleben, ohne zu lieben - und wie lange? Verträgt sich ein hartnäckiges Verfolgen von Gleichberechtigung, eine stete Buchführung über das beidseitig Eingebachte, lässt sich der alltägliche Austausch des Paares auf die Länge vergleichen mit jenem vorbehaltlosen Geben, das der Liebe eigen ist?

Wie kann die Liebe wieder in den Kern der Liebe gelangen, die Einheit in die Zweiheit, das Dauerhafte ins Flüchtige? Gelingt es uns wieder, die alltägliche Liebe Tag für Tag zu leben? Wenn andere vor uns es taten, wieso nicht auch wir? Geht es nicht darum, einen neuen Blick auf die Liebe zu werfen, auf heutige Art zu formulieren, was sich daran nicht ändert, was von Jahrhundert zu Jahrhundert Bestand hat und sich im Wesen gleich bleibt?

Es waren einmal, sagt uns ein Komödiendichter, vor langer, langer Zeit Menschen, die kugelförmigen Geschöpfen glichen, mit vier Armen, vier Beinen und zwei gleichen Gesichtern ausgestattet. Sie konnten in beide Richtungen gehen oder aber ihre Beine in die Luft werfen und sich in hohem Tempo auf ihren acht Gliedern fortbewegen - wie Akrobaten, wenn sie das Rad schlagen. Doch eines schönen Tages schnitt Zeus sie zur Strafe für ihren Stolz mitten entzwei, gleich Sezungen. Seither gehen sie umher und suchen ihre je andere Hälfte. „Und seit jener Zeit ist die Liebe dem Menschenherz eingeprägt, um den ursprünglichen Menschen wieder zu schaffen, zwei Wesen in eines zu verschmelzen.“

Es ist Aristophanes, der hier vierhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung in Platons *Gastmahl* auf seine Weise das Wesen der Liebe ausdrückt. „Einst bildeten wir ein Ganzes. Die Sehnsucht und die Suche nach diesem Ganzen nennt sich Liebe.“

Leider - oder vielmehr zum Glück - ist es so, dass die beiden Hälften der Sezunge bei weitem nicht übereinstimmen. Zweifellos wird unser instinkthafte Wesen uns immer zum Wunsch drängen, der geliebte Mensch möge uns in allem ähnlich sein; und

so suchen wir ihn unserem eigenen Leben einzuverleiben – ähnlich einer Zelle, die wächst, indem sie ihre Nachbarzelle verzehrt.

Noch sehe ich die Wandtafel vor mir, auf die unser Biologieprofessor zwei Urtierchen zeichnete und uns mit Hilfe der Kreide die aufeinander folgenden Phasen ihrer Vereinigung, der Phagozytose beschrieb: Man sah, wie sie sich einander näherten, wie das erste sich in seiner Mitte höhle, mit den beiden Stümpfen das zweite umfing und es in sich einschloss. Und dieses andere liess alles mit sich geschehen, bis es vollständig assimiliert war und verschwand. Der Streich war gelungen, die Einheit erreicht.

Es ist leicht, eins zu sein, wenn einer den anderen mit kräftigem Biss verschlingt - meist unter Mitwirkung des Partners! Tätigkeiten, Geschmack, Interessen, Meinungen, alles kann bei einem Paar absolute Übereinstimmung vortäuschen. Der Stärkere schreibt dem anderen Gefühle zu, die häufig nur er empfindet und sie durch ein Majestäts-*Wir* ausdrückt, wo eigentlich ein *Ich* am Platz wäre.

Wie viele Frauen geben sich der Übereinstimmung hin, um zu gefallen und geliebt zu werden, indem sie tun, als protestierten sie: „Er verspeist mich, er frisst mich auf!“ Beim Anderen bewirken sie schliesslich nur Übersättigung und Abwehr.

Und doch: vom Alten Testament über Plato bis zum Evangelium zeichnet sich das immer gleiche Streben nach Einheit ab, derselbe Auftrag: „Seid eins!“ Um welche Einheit geht es denn? Soll sie auf einer bis zur Identität getriebenen Ähnlichkeit fussen? Ist etwa die Liebe eine Art göttliches Stottern, das sein Geschöpf zweimal ausspricht? Müssen wir, um einander zu lieben, uns gleichen wie Klone, serienmässig erzeugte Wesen, wie sie die Biotechnik zu produzieren sich anschickt?

Doch wie wunderbar vielgestaltig spricht die Natur in ihren Blumen, Vögeln, Fischen! Im ganzen All finden sich nicht zwei

identische Blätter oder Fingerabdrücke - ist das nicht verschwenderisch? Und die Abstossung fremder Organe hat uns gelehrt, dass jede unserer Zellen ein Original ist, ein handsigniertes Exemplar.

Liebe ist die freie und gemeinsame Zugehörigkeit zweier Wesen zu etwas Grösserem als sie beide, das jedes im anderen erahnt, ohne dass eines von beiden es erfasst. Dem weiten Ozean des Wahren, Schönen und Guten strömt ihrer beider Leben wie Wasser zu.

Die Liebe schliesst jedes Autoritätsprinzip aus. Sie ist nicht eine hierarchische Ordnung, wo der eine entscheidet und die andere gehorcht. Noch weniger ist sie ein Nebeneinander des Wollens, wo jeder nach eigenem Gutdünken handelt. Die Liebe: Das ist nicht entweder der eine oder die andere, sondern der eine und die andere - zusammen, gleichzeitig, vom selben Geist bewegt, der weder Sache des einen noch der anderen ist, sondern sich beiden schenkt. Liebe ist gegenseitiges Leben, Nähren und Wachsen.

In ihrer anspruchsvollsten und dauerhaftesten Form ist die Liebe ein Spiel zu dritt, ob sich nun die Partner der Gegenwart eines Dritten bewusst sind oder nicht. Er ist der geheimnisvolle Anwesende, aber so wenige erkennen ihn, wissen sich an ihn zu wenden, ihn einzubeziehen. Er ist beim Austeilen der Karten dabei, ja er gehört zum Spiel der Liebe. Er allein kennt alle Karten, kann jederzeit sagen, wo die Trümpfe liegen, welche Karte auszuspielen ist, wer gemogelt hat, wie nochmals von vorn begonnen werden kann.

Ja, es gibt ihn, diesen unsichtbaren Partner, der für beide Mitspielenden Partei ergreift, niemals irgendwen bevorzugt und jederzeit, bei beidseitigem Einverständnis, seinen schiedsrichterlichen Blick auf die Partie einbringen kann. Auf ihn ist Verlass - nicht etwa um herauszufinden, wer Unrecht oder Recht hat, sondern um zu erfahren, welches Wort, welche Haltung im gegebenen Fall aus der Patsche helfen kann.

Wie nur kann man ohne die guten Dienste des Liebesboten auskommen, der die Liebe neu entzündet, wenn sie im harten Aufeinanderprallen der Egoismen zu erlöschen droht? Für beide Liebenden gibt es den vollkommenen Partner: Es ist Er, ein und derselbe, ein einziger für sie beide: Er bedeutet Seelenfrieden, Trost, Vergebung. Im randvollen Alleinsein, das er spendet, baden sie sich abwechselnd, tauchen unter, erstehen neu in ihrer je verschiedenen Natur, werden eins.

Öfter als zu Beginn gelingt es am Lebensende, dass jene, die sich lieben, ein Herz und eine Seele werden. Im Erschaffen neuer Lebewesen, im Entwerfen von Werken und Unternehmungen, die über sie hinaus reichen, findet man sie unauflöslich verbunden. Und nun zeigt sich rückblickend, wie die Fussstapfen sich einander nähern, die Spuren sich überdecken und zu einer einzigen Wanderung geworden sind. Konfrontationen, Kälteperioden und Spannungen, Brüche und erneutes sich Finden sind jetzt nichts Weiteres als die Abfolge der Tanzfiguren eines *Pas de deux*, wo Mann und Frau abwechslungsweise einander haschen, Abstand nehmen und wieder zusammenkommen, um sich schliesslich nicht mehr zu verlassen.

Selbst der Tod kann sie nicht trennen. Denn der geheimnisvolle Dritte wird vom einen Ufer zum anderen seine Dienste, seine unaussprechlichen Botschaften weiterführen, indem er über den trennenden Abgrund hinweg die Fäden eines neuen Lebens spinnt.

11. Der Diskurs der Macht

Es ist ein seltsames Unterfangen, mit dreissig Jahren Abstand in Heften voller Notizen und Überlegungen zum Thema Macht zu blättern. Alles, was man denkt und als Ergebnis einer jüngsten Überlegung wähnt, ist schon vorhanden, an der richtigen Stelle eingeordnet. Es scheint, als sei man im Lauf eines ganzen Lebens nicht einen Schritt weiter gekommen. Wozu dienen denn bloss all die Jahre?

Und gleichwohl erscheint das Aufgeschriebene gewissermassen als tiefgekühlte Wahrheit, der die Geschmeidigkeit des Lebens fehlt. Es ist, als liesse man den Blick über einen Bauplan schweifen. Ja, alles ist vorhanden: Ein- und Ausgänge, Korridore und Türen bis hin zum letzten Dachziegel. Und doch ist es bloss ein Schema ohne Rauminhalt. Man kann darin nicht ein- und ausgehen wie in einem echten Haus aus Holz und Stein. Andererseits hat das, was ich heute denke - ohne sich eigentlich gewandelt zu haben -, nicht mehr bloss zwei, sondern drei Dimensionen, die ganze Bandbreite des Lebens: erlebt, erlitten, erarbeitet.

Das ist es vielleicht, was Leben bedeutet: von einer Dimension zur nächsten gehen bis zum Engpass des Todes. Dann werden wir, ohne etwas von dem zu vergessen, was wir erfasst haben, wiederum in einen neuen Raum gelangen - ohne Türen, ohne Fenster, mit einem einzigen Blick überschaubar, eine endlose Gegenwart.

Den *Diskurs der Macht* wollte ich aus eigener Kraft schreiben - vor vielen Jahren. Nun wächst aus dem Stumpf des gefällten Baumes hartnäckig, am selben Ort, ein neuer Baum empor, ein Lobgesang auf die göttliche Macht, die jede Entsagung mit ihrer Fülle beantwortet. Vergangenheit und Gegenwart vereinen sich und preisen einstimmig die unauslotbare Grösse Gottes und die in ihm gründende Ewigkeit des Menschen. Die alte Schlangenrede: „Ihr werdet sein wie Gott!“ verwandelt sich in der Schau einer erneuerten Welt, wo Mann und Frau als Geschöpfe Gottes gemeinsam dessen Plan erforschen und sich bemühen, ihn im Alltäglichen Gestalt annehmen zu lassen.

Gälte es, in der Vielfalt der menschlichen Zivilisationen etwas zu finden, das ihnen allen gemeinsam wäre – etwas, das den Höhlenmenschen mit dem Weltraumfahrer verbindet -, dann sähe ich nichts Persönlicheres oder Universaleres als die Sehnsucht nach Macht. Von der Frühzeit bis in unsere Tage zielten alle unsere vielfältigen Bemühungen – sei es Zauberei, Kunst oder Wissenschaft – darauf ab, ein besonderes Verfahren zu gewinnen, bei dem der Gedanke das Sein erzeugt und wo Nennen und Erschaffen, Sagen und Tun zusammenfallen. Es werde Licht - und schon leuchtet es!

Welch blutleere Vision, frei von jeder Einschränkung durch die schwergewichtige Materie! Nichts in der Natur redet dem Menschen so etwas ein. Welches Gewicht gilt es auch nur für einen einzigen Schritt zu heben! Welcher Abstand trennt schon bloss unseren bescheidensten Wunsch von seiner Erfüllung, wie viel Gegenwind weht da, welches Takelwerk von Mitteln müssen wir einsetzen! Und doch - ob Erinnerung, Sehnsucht, Ahnung: Unerschütterlich führt unser Geist uns diesen Status der Macht vor, wo inneres Bild und nach aussen projizierte Form sich vermengen, wo die unserem Begehren gefügige Materie sich zu allen Verwandlungen hergibt, die unser Geist ersonnen hat.

Allmacht heisst, dass nichts die Gedanken an ihrer Umsetzung hindern kann. Ausser in unserer Vorstellung von Gott ist sie nirgends anzutreffen. Und doch träumt jeder irdische Herrscher, jeder Tyrann, jeder Sterbliche von ihr und plagt sich ab wie der berühmte Frosch in der Fabel.

Die Urvölker strebten ebenso sehr nach Macht wie wir. Da sie über die Gesetze der Schöpfung nicht Bescheid wussten, glaubten sie an den Geist als eine furchterregende Kraft, die in der natürlichen Welt plötzliche Ereignisse auslösen konnte, ohne die Kette von Ursache und Wirkung durchlaufen zu müssen. Sie benutzten die Zauberei wie wir die „weisse Kohle“, um die Kräfte der Umwelt zu bändigen. Sie dachten, es genüge, seinen Geist auf einen Wunsch zu konzentrieren, um ihn sich erfüllen zu sehen, ja

man könne durch blosses Denken den Tod eines Menschen herbeiführen.

Heute ist die Wissenschaft an die Stelle der Magie getreten. Durch ihre Kenntnis der Natur und die Beherrschung derer Mechanismen verwirklicht sie in Zeit und Raum die Wünsche, Vorhaben und Träume der Menschen. Sie gestattet uns gewissermassen, unseren Urwunsch zu befriedigen, nämlich Freiheit, Allgegenwart und Geisteskraft zu erringen. Kombiniert mit Geld, erlaubt uns die Wissenschaft eine glänzende Machtausübung.

Welche Befreiung aus menschlicher Beschränktheit im Lauf eines einzigen Jahrhunderts! Den Zauberstab haben wir durch den Mausclick ersetzt. Wir hören und sehen auf Distanz. Geliebte Stimmen erreichen uns über Ozeane hinweg. Unsere Augen fangen Szenen vom anderen Ende der Welt ein. Wir fliegen in den Lüften. Wir wärmen und beleuchten uns dank einer unsichtbaren, im Schoss der Materie verborgenen Energie. Wir vervielfachen die Leistung unseres Gehirns und halten das Wissen der ganzen Menschheit in einem Gedankenspeicher fest, der unsere eigenen Möglichkeiten übersteigt. So, wie man dem Meer Stück um Stück neues Land abringt, haben wir unsere Lebensdauer um zwanzig, dreissig Jahre verlängert. Und nun arbeiten wir an den Wurzeln des Lebens. Gen um Gen entschlüsseln wir das Genom des Menschen, um nicht nur seine Mängel heilen, sondern auch seine Natur umformen zu können.

Geduldig arbeiten wir an der Umsetzung des alten Traumes: der Mensch als Weltenschöpfer. Sind wir denn nicht bereits wie Götter, die den Baum der Erkenntnis schütteln und seine goldenen Blätter einsammeln?

Und doch ertönen keine Triumphgesänge aus dem Munde der Dichter, der Schriftsteller und Maler - jener, die stellvertretend für uns empfinden und uns vor Augen führen, was wir sind. Welch verzweifelt Bild des modernen Menschen: nicht nur des Purpurs seiner Heldentaten entkleidet, sondern zerlumpt, entstellt, verstümmelt, gefoltert. Der Schmerzensmann - in Buchenwald,

bei Bacon, bei Beckett.

Im Herzen des einfachen Menschen, der das grosse Jahrhundert menschlicher Macht miterlebt, herrscht allein das Gefühl alltäglicher Ohnmacht. Was solls, sagen wir, wir können nichts dafür, auf uns kommts nicht an. Ein Gefühl auch der Angst vor dieser ausser Rand und Band geratenen Kraft, die stets mehr vermag und dabei nicht mehr weiss, was sie eigentlich will.

Und tatsächlich, wenn man die Zeitungen liest: welches Elend! Kein einziges der ständigen Probleme der Menschheit haben wir gelöst. Noch herrscht der Hunger über Millionen Menschen wie eh und je, herrscht Krieg zwischen Nationen, Rassen, Klassen, ja bis hinein in die Paarbeziehung.

Auf das natürliche Universum konnte unsere Macht einwirken, ohne es zu zerstören - wenigstens bis anhin. Beim Menschen prallt sie auf seine Freiheit; wenn sie darüber hinweg geht, entstellt sie ihn und macht ihn zum Ding. So wohltätig sie einst war, polt sie sich jetzt um und wird ein Werkzeug zur Versklavung des Mitmenschen.

Heute erleben wir die Herrschaft der Gewalt in allen ihren Formen: im Zwang des Geldes, der Technik, der Waffen. Das Recht müht sich, die Gewalt in Schach zu halten und ihr Grenzen zu setzen, aber es wirkt einzig durch den Druck der Strafe und als Schadensbegrenzung. Es ist ausserstande, das menschliche Herz zu verwandeln.

Es gibt eine Kraft ausserhalb der unseren, einen anderen, im All tätigen Geist. Sein Wollen und seine Ziele sind unergründlich, sein Handeln ist nicht kontrollierbar. Es steht uns frei, ihn zu übergehen oder anzuerkennen, und unter gewissen Voraussetzungen ist es möglich, mit ihm in Verbindung zu treten. Der Geist Gottes hat die Macht, sich dem menschlichen Geist mitzuteilen, in unsere Gedankengänge das einzubringen, was er uns sagen will. Wenn wir uns an ihn wenden, kann er unsere Ängste zerstreuen, unseren Hass auflösen, unsere Qualen mildern. Er

kann uns auch an seinen schöpferischen Tun beteiligen, indem er uns durch den Irrgarten der Umstände und Zufälle lenkt - mit einer Vorsehung, die wir im Allgemeinen erst nachträglich wahrnehmen. Im Gegensatz zur menschlichen Macht nimmt die Macht dieses Geistes immer Rücksicht auf unsere Freiheit. Verweigern wir uns, dann zieht sie sich zurück, wird Abwesenheit, Leere, völliges Schweigen.

Uns aufs Horchen einzulassen, setzt einen ersten Glaubensakt voraus. Ist da jemand am anderen Ende des Drahtes? Und zwar jemand, der bereit ist, uns zu antworten? Das ist nicht selbstverständlich. Und wie sollen wir unter all den Gedanken, die uns kommen, jene erkennen, die nicht von uns stammen? Hier bewegen wir uns ganz im Irrationalen. Angenommen, einer dieser Gedanken fordere uns zu Gesten, zu Taten auf, die uns nicht zusagen, ja unserem Willen zuwiderlaufen: Werden wir ihm folgen oder nicht? Wer gebietet über unser Leben: einzig und allein wir - oder jemand ausserhalb unserer selbst? Fragen über Fragen, die ohne Antwort bleiben, solange wir uns weigern, den Versuch zu wagen. Eine Erfahrungstatsache lässt sich lediglich durch eine weitere Erfahrung bestätigen, die jenseits der Einwände unseres Verstandes liegt. Schon vor uns sind Millionen von Menschen, Tiefseetauchern gleich, in die mehr oder weniger tiefen Gewässer des inneren Lebens hinabgetaucht und haben uns ihre Entdeckungen mitgeteilt.

Gott spricht zum Menschen. Er spricht aus reiner Gnade, aber auch gemäss unserem aufrichtigen Suchen, unserem geduldigen Horchen, der Bereitschaft unseres Wesens zur Hingabe an seinen Willen. Seine Kraft, die wirkt, indem sie die Herzen verändert und für unsere Bedürfnisse aufkommt, wird durch unser Gebet in Bewegung gesetzt.

Wenn heute zwischen unserem Wollen und unserem Können ein solcher Abgrund klafft, so deshalb, weil wir nicht mehr auf die Kraft Gottes setzen. Uns fehlt das Atmen der Seele. Was geschieht mit unserem Körper, wenn wir nicht richtig atmen? Er

verkümmert. Und wenn wir zu atmen aufhören, haucht er den Geist aus. Ebenso muss sich unser geistliches Dasein Tag für Tag an den Lebensatem anschliessen, um seine Energie zu orientieren, um Verbitterung, Groll, Enttäuschung zu verscheuchen und sich einem schöpferischen Plan zur Verfügung zu stellen.

Die Vorgänge, die unsere Gesellschaft belasten – die Zersetzung natürlicher Lebensgemeinschaften, die wachsende Vereinzelung - sind Erscheinungsformen eines Bruches mit dem Geist, dessen Rolle eindeutig darin besteht, die Menschen miteinander zu vernetzen, sie in einem einzigen Leib zu vereinen.

„Nicht durch Kraft, noch durch Macht, sondern durch meinen Geist wird das Werk vollendet“, sagt der Herr der Heerscharen.“ Das Zitat des Propheten Sacharja handelt vom Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem nach der Rückkehr des jüdischen Volkes aus babylonischer Gefangenschaft, 573 v. Chr. Für uns Kinder des Neuen Bundes, die wir nicht mehr nur im Tempel, sondern im Geist und in der Wahrheit anbeten, heisst dies, beharrlich und unter niemals endenden Spannungen an jener Welt der Gerechtigkeit und des Friedens mitzubauen, die uns in jeder Liebestat unendlich nahe kommt und doch unendlich fern bleibt.

Wir erleben eine Zeit der Ausgiessung des Geistes, der nicht nur den Heiligen und Propheten verheissen ist, sondern jedem Menschen, der bereit ist, mit dem bleibenden Grund seines Wesens in Verbindung zu treten und das Experiment des Horchens zu wagen.

„Warum den Tag der kleinen Anfänge verachten, während doch die sieben Augen - die Augen des Ewigen, die über die ganze Welt schweifen – mit Freude auf das Lot in der Hand Zorobabels schauen?“

In unserer Macht liegt es, ein einziges Menschenherz zu verändern: das unstrige - durch die Kraft des Geistes. Halten wir das Senkblei schnurgerade in der Hand! - nicht um uns an unserem

Rechtun zu ergötzen, sondern um fähig zu werden, am Reich Gottes mitzubauen - Stein um Stein.

12. Eine rettungsbedürftige Welt

Eine Kindheitserinnerung taucht auf: ein Garten im Sonnenschein, ein Feigenbaum, Kinder darauf, Kinder darunter. Eine lesende Frauenstimme. Nicht alles verstehe ich, das Nesthäkchen, das überhaupt nicht zählt. Ich muss vier- oder fünfjährig sein. Gespannt hängt mein Herz an der Erzählung: Eine Frau läuft um ihr Leben, ihr Kind im Arm, verfolgt von Männern, die sie töten wollen. In einer übermenschlichen Anstrengung setzt sie über einen Wasserlauf, um ihnen zu entgehen und ihr Kind zu retten - und mir ist, als spränge auch ich mit ihr in einem riesigen Satz über mich selbst hinaus.

Dort endet die Erinnerung schlagartig. Es folgte der grosse Bruch, die Abreise aus dem Haus auf den Prinzeninseln mit ihrem so trügerischen Namen. Inselfürsten, jawohl - aber blinde Fürsten, Eunuchen, verbannt auf diese Inselchen im Marmarameer, in nächster Nähe von Byzanz, durch Kaiser, die eifersüchtig um ihre Macht bangten.

Während Jahren blieb mir der Name jenes Buches unbekannt - jener Geschichte, unterbrochen durch eine Laune des Gedächtnisses oder das Ende unserer Kinderferien. Erst viel später, als ich *Onkel Toms Hütte* las, begegnete ich der schwarzen Sklavin wieder, die von Männern und ihren Hunden verfolgt über den Fluss springt, ihr Kind im Arm.

Besser als die Einzelheiten der Geschichte habe ich mir die Erinnerung an jenen Sprung über sich selbst hinaus bewahrt. Und vielleicht ist es kein Zufall, wenn mir heute das Bild jener Frau wieder einfällt, die sich ins Leere stürzt, bis ins Letzte geht, ja darüber hinaus, um zu retten, was sie liebt. Diese absolute Entäusserung gehört zum Wesen der Frau.

Wie nähren wir dieses lodernde Feuer - um leidenschaftlich, getragen von Kräften von anderswo her, all das zu schützen, was zu Grunde zu gehen droht - nicht bloss ein Kind, sondern die Welt, in der wir leben?

Die Welt ist so, wie sie ist; eine Beschreibung erübrigt sich. Dies besorgen Presse und Fernsehen, die uns täglich das Äusserste an Ungerechtigkeiten und menschlicher Grausamkeit ins Haus liefern. Wir sehen unsere Zivilisation auf ihren Grundfesten wanken, während gleichzeitig eine neue Welt im planetaren Massstab entsteht. Welches schöpferische Bild begleitet ihr Werden? Wohin werfen wir den Ball, wohin laufen wir ihm nach? Die Richtung können Tausende, ja Millionen Frauen weisen, die sich vom inneren Diktat leiten lassen und eine Umkehr der zeitbedingten Werte an die Hand nehmen.

Die Werte, welche unsere Gesellschaft steuern, scheinen deren Entfaltung nicht zu begünstigen. Gewalt, Macht, Prestige, Geld, Sex, Erfolg sind die Götzen des Jahrhunderts. Ihnen opfern wir Tag für Tag unsere Freude, unseren Frieden.

In einer Zeit, wo wir uns in immer weitläufigeren Machtkomplexen zu verlieren drohen, bestünde die Umkehr der Werte darin, dem Kleinen, Unscheinbaren, Zerbrechlichen seine Würde und seinen Sinn zurückzugeben. Statt in den Randzonen unseres Selbst herumzuirren gilt es, zur Innerlichkeit zurückzufinden, aus der alles Schöpferische entspringt, und die Wirklichkeit dessen zu bekräftigen, was unsern Augen verborgen bleibt, aber im innersten Herzen wahrgenommen werden kann. Und während sich in den Städten Vereinsamung ausbreitet, gilt es den unermesslichen Liebhunger unserer Zeitgenossen zu stillen – einzeln, von Mensch zu Mensch.

13. Die Herrschaft oder das Königreich

Eva und Maria stehen an der Schwelle des Ersten und des Zweiten Testaments wie symmetrische Frauenfiguren, welche die Lebenspfoten öffnen und schliessen. Die mythische Frau und die Frau der heiligen Geschichte entsprechen einander in geheimnisvoller Weise: Eine wie die andere lauschen sie auf Worte, von denen sie durchdrungen werden, ausgesprochen vor ihrer eigenen Existenz.

Eva ist Wasser, Quelle, Brunnen - klares Wasser, das belebt und erfrischt, wäscht und reinigt - aber auch Wasser, das sich einschmeichelt, sich ausbreitet, alles zudeckt und ertränkt.

Die mythische, die atavistische Eva hat ihre Wahl getroffen. Sie ist das Wasser, das die Form jedes Gefässes annimmt, ohne sich mit einem einzigen zu verbinden. Nach allen Seiten bringt sie sich ein, passt sich allen Windungen an, ergiesst sich in jede Ausbuchtung, ganz nach deren Neigungsgrad. Sie hat beschlossen, nichts durch sich selbst zu sein, um alles durch die andern zu sein. Wer zu nehmen glaubte, wird von ihr eingenommen. Sie gibt sich hin, um zu erobern, ergibt sich, um zu besetzen. Sie herrscht in Vertretung, mehr durch Schwäche als durch Kraft - mittels Tränen, Launen, Klagen und Unpässlichkeiten ebenso wie durch Anmut und Schönheit.

Unter dem Baum der Erkenntnis, am Treffpunkt der Engel, lauscht Eva, durchlässig, empfänglich für die Rede, die sich in ihrem Innersten und gleichsam ausserhalb von ihr vernehmen lässt: „Doch, doch“, zischt die Schlange und träufelt ihren Saft ein, wie auch Eva selbst es lernen wird. „Wenn ihr von den Früchten des Baumes esst, werdet ihr nicht sterben; ihr werdet sein wie Gott.“

Eva ist nicht die Versucherin. Sie ist die Schaltstelle des Versuchers. In Wirklichkeit hat Satan es auf Adam abgesehen. Doch er weiss, dass er ihn am besten auf dem Umweg über Eva gewinnen kann. Sie kennt Adam viel besser als er sich selbst. Um ihm gefällig zu sein, sich von ihm lieben zu lassen, sich ihm unent-

behrlich zu machen, sein Ein und Alles zu werden und doch sie selbst zu bleiben, nimmt sie seinen geheimsten Wunsch vorweg, den nicht einmal er selbst sich einzugestehen wagt: wie ein Gott zu sein, Gott ähnlich zu werden. Sie eilt ihm zu Hilfe, entbindet ihn von seinem Gewissen, wie man den Faden eines Luftballons durchschneidet.

Künftig und auf immer ist es Eva, die als Vorsehung regiert: ganz Liebe, Verständnis und Gefälligkeiten: Eva, die Mittlerin, der erforderliche Durchgang für den göttlichen Geist, die sich bietende Antwort auf die Zweifel und Trugbilder des Mannes. Die einzig Notwendige sein - darin liegt Sinn und Zweck ihres Daseins.

Maria ist die revolutionärste Frau der menschlichen Geschichte. Als erste hat sie sich von allen menschlichen Zwängen befreit, um einem einzigen Meister zu gehorchen, den sie in ihrem Inneren als Quell und Garant ihrer Freiheit wahrgenommen hat. „Ich bin die Dienerin des Herrn.“ Die totale Unabhängigkeit der Frau vom Mann: In Maria ist sie verkörpert, in der befreiten Eva, wie sie in der orthodoxen Sonntagsliturgie besungen wird.

Mit einem einzigen Ja, einem vollen, runden, makellosen, unwiderruflichen, einem königlichen Ja hat sie alle Fesseln gesprengt: jene, die uns an die Triebe unserer Natur ketten, wie auch jene, die uns den andern entfremden.

Maria sagte Ja zum wahnwitzigsten Wort, das jemals an eine Frau gerichtet wurde: „Durch die Kraft des Geistes wirst du einen Sohn empfangen.“ Und auch ihr Ja war wahnwitzig. Indem sie es aussprach, riskierte sie alles: den Tod durch Steinigung - das übliche Los einer Ehebrecherin ihrer Zeit -, und wenn nicht den Tod, so jedenfalls Schande für sich selbst und ihre Familie, Ausgrenzung, eine verbaute Zukunft ohne Mann und Kinder. Mit einem einzigen Ja kappte sie die Leinen, befreite sich von ihrer Familie, ihrem Verlobten, der öffentlichen Meinung, von ihren eigenen Träumen vom einfachen, ungestörten Glück.

„Ich bin die Dienerin des Herrn.“ Sie war jener winzige Punkt im Schoss des Weltalls, wo Gottes Wille ganz und gar regierte. So hingegeben, so gläubig war sie, dass er sie als das fruchtbare Erdreich erwählte, wo sein Geist Mensch werden konnte. Im Gegensatz zu Eva versuchte sie nicht, jemanden zu besitzen oder zu beherrschen. Unbekümmert um die Herrschaft wurde sie zum gesegneten Boden des Königreichs.

Indem sie den Messias trug, lud Maria das Gewicht der Welt auf sich: das Gewicht ihrer Gnade, das Gewicht ihrer Sünde. Sie beförderte Gottes Plan. Und indem sie es tat, stellte sie sich spontan der ganzen Menschheit – der gegenwärtigen wie der zukünftigen. Kaum ist der Christus in ihr gezeugt, stimmt sie ihren Lobgesang an: Sie begrüsst das Kommen einer unglaublichen, noch nie dagewesenen Welt - einer Welt, die Kopf steht, einem umgestülpten Handschuh gleicht, wie sie uns in unsern Träumen vom weltweiten Frieden und Glück vorschwebt, für die so viele Menschen gestorben sind und immer noch sterben, die Waffe in der Hand - eine Welt, wo die Hochmütigen erniedrigt, die Bescheidenen erhöht, die Armen gesättigt und Verfolgte zu Siegern gemacht werden. Marias Magnifikat ist der exakte Vorläufer der Seligpreisungen, die Jesus dreissig Jahre später verkünden wird. In ihr und in ihm wohnt derselbe prophetische Geist, der das neue Zeitalter ankündigt: das Reich, das von dieser Welt und doch nicht von ihr ist.

Maria ist im Herzen der Seligpreisungen, die das Geheimnis unserer eigenen Bestimmung sind. Im Voraus hat sie sich selig erklärt, gesegnet unter allen Frauen, während doch ihr Leben, menschlich gesprochen, eine einzige Folge von Ängsten und Leiden war, vom Kindermord zu Betlehem bis hin zur Kreuzigung. Sollen das die Seligpreisungen sein, die Umkehrung der Werte, der Triumph der Demütigen und der Sanften? Gilt die Verheissung einer erneuerten Welt nur für ein künftiges Dasein, jenseits unsrer Sinne und unsres Verstehens, oder betrifft sie auch das diesseitige Leben?

Die Seligkeit des Königreiches hängt überhaupt nicht von unsern Lebensumständen oder von der Erfüllung unserer Wünsche und Bedürfnisse ab. Selig jetzt schon, hienieden, die Sanften, Reinen, die Friedensstifter, nach Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden - auch wenn die Erfüllung der Verheissungen in der Zukunft liegt. Hier geht es nicht darum, übers Ohr gehauen zu werden, sondern um eine Erfahrung, die jeder und jedem offen steht.

In stetem Glauben hat Maria die Kluft zwischen der Verheissung und den Ereignissen ihres Lebens akzeptiert. Für sie wie für Christus begann sich ihre Hingabe mit seinem Kreuzestod auszuwirken. Als alles verloren war, entsprang neues Leben - ein Leben, das noch heute die Adern unserer Welt durchpulst, bereit, in immer neuen Formen wiedergeboren zu werden - seit zweitausend Jahren.

Das Königreich ist von dieser Welt und doch nicht von ihr. Es muss stets neu geboren und bis ans Ende der Zeiten neu errichtet werden. Es erscheint oder löst sich auf, je nach unsern täglichen Entscheidungen. Es zeichnet sich ab im Herzen, wo die Umkehr der Werte sich vollzieht. Es ist da im willigen Erdreich, wo sich Tag für Tag der Wille Gottes erfüllt: wie ein Tod, eine Geburt, ein Magnifikat.

Von Maria könnte man behaupten, sie sei passiv gewesen, habe nichts getan als ihr Leben zu erdulden. Tatsächlich scheint sie nichts aus eigenem Antrieb getan zu haben ausser ihr ganzes Leben lang Ja zu sagen. Sie akzeptierte das unbegreifliche Schicksal ihres Sohnes, ohne je zu versuchen, ihn zu retten. Sie nahm Gefahr, Angst und Schande hin, im Hinblick darauf, dass es nicht eine Familie, sondern eine Welt zu retten galt.

In der Buchführung über unser Leben heissen die Kolonnen: Haben und Tun. Um zu spüren, dass wir da sind, stürzen wir uns in Werke, Karrieren, Familien. Sie definieren unser Leben. Bei Maria fallen Sein und Tun zusammen. Die Energie, die wir in vielerlei Aktivitäten umsetzen, hat sie darauf gerichtet, dem

göttlichen Willen zuzustimmen. Indem sie sich entäusserte,
wurde sie zum Gefäss des Geistes.

14. Die schöpferische Vision

So, wie ein Fächer sich vor uns entfaltet und uns zeigt, was sein Futteral verbarg; wie die im Saatkorn enthaltene Pflanze zu ihrer Zeit ihr Kennzeichen, die Blume, aufblühen lässt: so werden auch wir, was wir sind, nach einem vorbestimmten Bild. Gleich wie Freiheit und Notwendigkeit sich nur in der Logik widersprechen, so auch Wesen und Werden. An den verschiedenen Knotenpunkten unseres Wesens finden wir sie eng verbunden - wie ja auch zum Knüpfen eines Schnürsenkels im Gegensinn an den beiden Enden gezogen wird.

Seit Urzeiten ist die Frau Trägerin des Lebens und verbindet als solche die Lebewesen untereinander. Es liegt auch ein Werden darin. Die Entfaltung ihrer Gaben und Möglichkeiten auf breitester Basis und ungeachtet ihres Standes, die Reichweite der Aufgaben, die sie in allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens übernimmt, sind Errungenschaften des 20. Jahrhunderts. Die Frau hat die volle Verantwortlichkeit einer Erwachsenen erlangt. Sie behauptet sich nicht länger, indem sie sich widersetzt, sondern indem sie den Bedürfnissen der Welt nachkommt.

Zur Stunde wissen wir absolut nicht, ob wir am Beginn oder am Ende unserer Geschichte sind. Erleben wir den Anbruch einer planetarischen Gesellschaft, die endlich Milliarden von Menschen ernähren und bilden kann - dank der Errungenschaften der Wissenschaft, der unermesslichen Möglichkeiten, welche die Informatik uns eröffnet -, oder droht uns allen der Untergang durch den Treibhauseffekt, das Ozonloch, die Verschmutzung der Meere? Niemand kann es sagen. Zweifellos sind wir zum allerersten Mal imstande, im Weltmassstab bewusst und verantwortungsvoll unseren Platz zwischen Leben und Tod zu bestimmen.

Unmittelbar bedroht sehen wir uns durch den Zerfall der Gesellschaft, die Entpersönlichung der menschlichen Beziehungen und, in den grösser und grösser werdenden Städten, die wachsende Vereinsamung, die in Drogenkonsum, Gewalt und Kriminalität ausartet.

An der Schwelle zu einer Zivilisation im Weltmassstab sehen wir uns veranlasst, auf das Elementare, das ABC des gemeinschaftlichen Lebens zurückzukommen. Wie gestalten wir unser Zusammenleben? Wie leben wir mit unsern Verschiedenheiten, ohne sie zu verwischen - in der Einheit von Mann und Frau, unter Nachbarn, zwischen Ethnien, Rassen und Klassen, von denen jede den ersten Rang will?

Aus allen Richtungen wehen uns die Winde um die Ohren. Die Wissenschaft bringt uns auf schrumpfendem Raum immer näher zusammen. Doch im Näherrücken reiben sich die Unterschiede aneinander und verschärfen sich. Wie lernen wir einander ertragen, ohne uns zu hassen und gegenseitig zu zerstören? Wie sollen wir, annähernd 6½ Milliarden Menschen, auf der Erdoberfläche zusammenleben, wo doch schon das Leben zu zweit so schwierig geworden ist?

Anstatt im Wettbewerb der Tätigkeiten und Karrieren um die Vormacht zu ringen, könnten Mann und Frau einen neuen Bund schliessen, um gemeinsam an einem grossen Vorhaben zu arbeiten.

Projekte scheinen heute Mangelware zu sein. Der Traum von weltweiter Gerechtigkeit und Lebensglück, der die Hoffnung von Millionen Menschen während beinahe eines Jahrhunderts nährte, hat sich zerschlagen und ganze Völker ruiniert. Zwar können wir dank wissenschaftlichen Entdeckungen unsere Macht weiter ausbauen, ohne echte Zielsetzung. Aber wollen wir sie wirklich alle, unsere Errungenschaften?

Was tun? Ist es müssig, ist es wahnwitzig, das alte, vergessene Vorhaben des Königreiches, den Bau einer Welt nach göttlichem Willen, wieder aufzugreifen? Menschliche Projekte blähen sich auf und fallen wieder in sich zusammen. Gottes Plan bleibt.

Was ist Gottes Wille für die Welt? Wie ihn erkennen, wenn nicht durch das innere Diktat, das hartnäckige und geduldige Horchen auf die Stimme, die in uns spricht? Die tägliche Ände-

rung unserer Beweggründe, die gelebte Umkehr der Werte: Sie helfen uns, diesen Willen aufzuspüren und ihm zu folgen.

Das Königreich: So lautet Gottes Wille für die Welt. Doch alles in der Welt spricht dagegen. Ringsum sehen wir nichts als das Reich der Gewalt, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Die atavistische Grausamkeit unseres Herzens tritt offen zu Tage in Kriegen, die im Namen des Volkswohls angezettelt werden. Naturereignisse und Katastrophen fegen Häuser und Menschen wie Strohhalme hinweg, Hungersnöte löschen aus, was übrig geblieben ist. Alles zeugt von Chaos, Unordnung, blindem Zufall, Vergeblichkeit allen Tuns. Nie werden wir mit den entfesselten Naturgewalten oder der Kraft des Bösen im menschlichen Herzen zu Rande kommen.

Wo ist die Ordnung, wo ein Plan? Gott verbirgt sich. Bis zuletzt steht uns frei, zu glauben oder nicht zu glauben, mangels zwingender Beweise - und dem ist gut so.

Erst im Blick auf unser eigenes Leben werden wir uns einer möglichen Sinnhaftigkeit bewusst. In dem winzigen Bereich, der uns gehört, entdecken wir einen roten Faden, einen Willen, der uns vorausgeht und sich auf einen Ringkampf mit unserer Freiheit einlässt. Minutiös ordnen sich im entscheidenden Augenblick die Umstände zu unserem Heil oder Unheil. Denn die Vorsehung kann ebenso gut zuschlagen wie schützen.

Es ist der Glaube, der uns an der schöpferischen Phantasie Gottes teilhaben lässt, an seinem Vorhaben mit der Menschheit. Gottes Plan zeichnet sich ab im Schicksal des jüdischen Volkes, im Wechsel der treuen und der widerspenstigen Könige, wie sie in den biblischen Büchern der Chronik erscheinen. Die einen taten, „was gut ist in den Augen des Ewigen“, und brachten ihrem Volk Frieden und tausend Segnungen. Die andern taten, was übel war, und lösten Kriege aus, Spaltung, Exil, Verschleppung. Das zweitausendjährige Umherirren des jüdischen Volkes und seine Rückkehr ins Gelobte Land, die wir mit eigenen Augen verfolgen konnten, gehören zu einem Plan, der sich über Jahr-

tausende hin entfaltet.

So, wie ein Inselchen auf der Meeresoberfläche zutage tritt, hat sich der göttliche Plan im Kommen Christi offenbart. In die zeitlose Sicht Gottes vertieft, haben die Propheten sieben oder acht Jahrhunderte im Voraus denjenigen beschrieben, der demütig, auf einem Esel reitend, zu uns kommt, den Schmerzensmann ohne Schönheit oder Pracht für unsere Blicke, der sich wortlos anspeien lässt - ihn, der über den Tod gebieten und dessen Reich kein Ende haben wird.

Christus ging den Weg, den die Propheten vorgezeichnet hatten. Im Laufe seines Erdenlebens wurde er zu dem, was er von Ewigkeit war. Er trieb die Ähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater bis zur gänzlichen Gleichheit.

Als Träger des göttlichen Bildes können auch wir im Glauben den Zugang zum schöpferischen Plan Gottes finden. Wie der Sohn uns Menschen ein absolutes und unfassbares Vorbild ist, so bietet das Königreich sich der Welt als unerreichbares und zugleich notwendiges Ziel. Was wäre die Welt ohne das stete Aufscheinen des Königreiches?

Ist das Reich Gottes von dieser Welt oder nicht? Es ist dem Menschen gleich. Es ersteht in der Zeit, es erfüllt sich anderswo. Hier auf Erden äussert es sich in den Entscheidungen und Taten der Menschen. Es ist eine Triebkraft der Geschichte, welche die Welt ihrer immer wieder hinausgeschobenen Vollendung entgegen schiebt. In der zeitlosen Helle des Königreiches, unter dem Sternenschein der Milchstrasse, der sich über den Menschenlärm und die Waldbrände giesst, folgt Zivilisation auf Zivilisation, wie Gezeiten unter dem Einfluss des Mondes, getrieben vom Wind des Geistes.

Das Himmelreich ist nahe. „Tut Busse, denn es ist nahe!“ Im Griechischen steht: „Kehrt euren Sinn um.“ Keiner gelangt hinein, ohne seinen Sinn geändert zu haben. Dies ist die einzige Bedingung.

Im Reich Gottes werden gemäss einer göttlichen Algebra die Vorzeichen vertauscht. Minus wird Plus. Das Kleinste erweist sich als das Grösste. Sein gilt unendlich mehr als Tun. Eva wird Maria, das Kreuz wird Auferstehung.

Das Königreich bedeutet Einbruch der Freiheit ins menschliche Herz dank der Kraft der Vergebung, Ausbruch aus den alles bestimmenden menschlichen Leidenschaften, Beginn einer ganz neuen Geschichte.

Das Königreich heisst eine Welt der Einigkeit, des Durchsichtigen, des Zusammenklangs der Herzen. Abgebrochen die Trennwände der Selbstsucht, eingestürzt die Mauern des Nicht- und Missverstehens. „Ich fühle alles, was du empfindest; dein kranker Fuss tut mir weh. Ich höre jeden deiner Gedanken in deinem Schweigen, ohne eines Wortes zu bedürfen. Nichts trennt uns mehr. Wie Espenlaub in der Sommerbrise vibrieren wir einmütig im unendlichen Ja. Alles ist gut.“

Die Welt will täglich erschaffen und erneuert werden, in endloser Spannung, nach dem Bild des Reiches und im Einklang mit ihm - eine Welt, die dem Willen Gottes entspricht. In ihrem steten Neuwerden ist sie uns anvertraut. Noch heute können uns jene Gedanken kommen, die sie neu erstehen lassen. Ein unerhörtes Potenzial liegt in dem, was noch nicht ist, nie zuvor war und sich eines Tages, vom Bild getragen, verkörpern und Gestalt annehmen wird.

Dauer und Werden begegnen sich im Leben der Menschheit wie im Leben des Einzelnen. Die übereinander geschichteten Grabstätten längst Verstorbener in den sizilianischen Steilküsten, hoch über dem Meer, beschreiben uns die Lebensweise der einander folgenden Völker. Anscheinend wiederholt sich alles über Jahrtausende: immer wieder Gräber, Götterbilder, Waffen, Halsketten und Samenkörner. Und doch ist dieses Treten an Ort über die Zeiten hinweg auch ein Gang in eine bestimmte Richtung - das sich Finden der Menschen in einem Ganzen.

Sehen wir uns denn nicht zum ersten Mal von aussen, von der Erdanziehung befreit, wie wir alle uns mit unsern Kontinenten und Meeren auf unserem blauen Planeten drehen? Geschieht es nicht zum ersten Mal, dass wir uns gleichzeitig, sichtbar, hörbar, von einem Ende der Welt zum anderen verständigen können? Mitten durch Erschütterungen und Gewalttaten hindurch gehen wir der Einheit entgegen.

Die Gebärde Gottes im Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle, wo der Schöpfer mit ausgestrecktem Arm dem Menschen das Leben einflösst, wird zur Geste für die Geschichte der Menschheit, die sich über Milliarden von Jahre entfaltet.

Was wissen wir vom All? Vom Leben und Sterben der Gestirne, der Menschen? Die Schöpfung lebt und pulsiert unermesslich. Sie atmet ein und aus wie ein einziger Organismus. Unaufhörlich stirbt sie und ersteht von neuem. Soeben ist ein riesiger Stern explodiert - vor 170 000 Jahren. Sein Licht hat den Raum durchquert, und erst heute nehmen wir seinen strahlenden Tod wahr, weit dort draussen - dank dem Eindringen in unsere Atmosphäre von winzigen Elementarteilchen, die er bei seiner Explosion ausgestossen hat. Welches Wissen inmitten welchen Nichtwissens!

Und wir? Vor zweitausend Jahren liess sich eine Stimme vernehmen: „Die ganze Schöpfung wartet mit brennendem Verlangen auf das Offenbarwerden der Kinder Gottes (...); die gesamte Schöpfung seufzt und liegt in Geburtswehen.“ Nicht nur ihr, sondern auch uns wird die Erstlingsgabe des Geistes zuteil.

Dieses Wort bleibt wahr. Ausgesprochen vor zweitausend Jahren, erreicht sein Licht uns heute. Wir sind im Werden. Eine neue Welt im planetaren Massstab zeichnet sich ab. In Krämpfen und Wehen windet sie sich - und wir mit ihr. Wir wissen nicht, was geboren werden wird. Aber mit brennender Hoffnung erwarten wir das Offenbarwerden der Kinder Gottes.

Inhalt:

Prolog	5
Das innere Diktat	6
Identitätssuche	13
Der Tod meines Vaters	25
Weder Engel, noch Tier	29
Mutterschaft	38
Die Kraft der Vergebung	44
Auferstehung	51
Mit einer Lampe in der Hand	58
Wesen aus Fleisch und Blut	66
Der unsichtbare Dritte	70
Der Diskurs der Macht	77
Eine rettungsbedürftige Welt	84
Die Herrschaft oder das Königreich	86
Die schöpferische Vision	91

